

Historisch = Kritische

# Beiträge

zur

Aufnahme der Musik

von

Friedrich Wilhelm Marpurg.

II. Band.

Zwentes Stück.



Berlin,

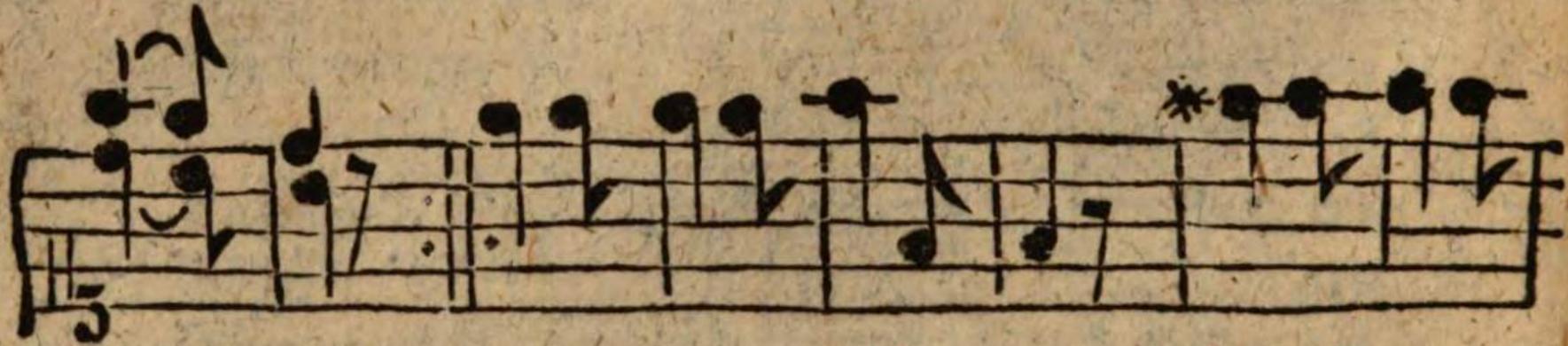
Verlegts Gottlieb August Lange.

1756.

Munter.



(Leben und sich nicht er freun laß ich gern den  
Denn der Trieb zum Frölich seyn ward mit mir ge



Tho : ren. ) Meine jugend li che Brust schätzt die Tage  
boh ren. )



sonder Lust al le für ver loh ren.



Historisch = Kritische

# Beiträge

zur

Aufnahme der Musik

von

Friedrich Wilhelm Marpurg.

II. Band.

Zweytes Stück.



Berlin,

Verlegts Gottlieb August Lange.

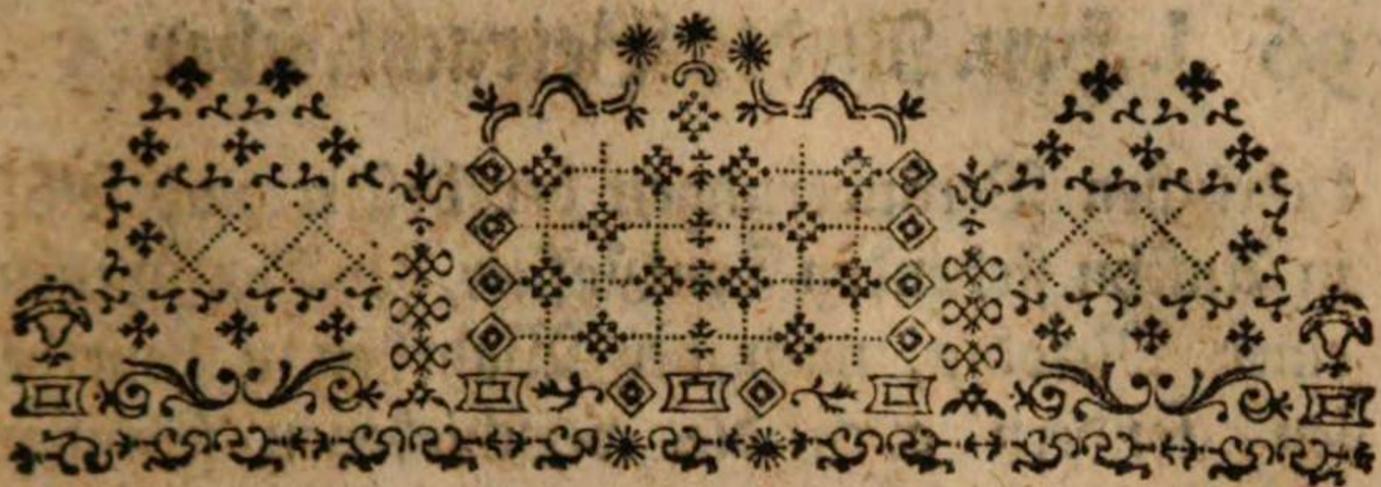
1756.

# Inhalt

des  
zweiten Stückes.

---

- I. Herrn Friedr. Wilhelm Riedts, Betrachtungen über die willkührlichen Veränderungen der musikalischen Gedanken bey Ausführung einer Melodie.
- II. Herrn Barons Abhandlung von dem Notensystem der Laute und der Theorbe.
- III. Herrn Barons zufällige Gedanken über verschiedene musikalische Materien.
- IV. Fortsetzung der Gedanken von der Musik.
- V. Einige Stellen aus des Herrn Remond de St. Mars Gedanken von der Oper, die Vertheidigung der Opern im I. Stück II. Band dieser Beyträge, IV. Artikel, theils zu bestärken, theils zu ergänzen.
- IV. Scherzlied vom Herrn Griesz, componirt von dem Königl. Preuß. Kammermusicus Herrn Schale.



# I.

Herrn Friedr. Wilhelm Kiedts,  
Betrachtungen über die willkührlichen  
Veränderungen der musikalischen Ge-  
danken bey Ausführung einer  
Melodie.

Zur Beantwortung der Frage: Wor-  
an ein guter Veränderer von einem schlech-  
ten eigentlich zu unterscheiden sey?



Diese Frage ist von solcher Wichtigkeit,  
daß sie wohl einiges Nachdenken ver-  
dienet. So leicht sie indessen zu ma-  
chen ist; so schwer ist sie gegentheils zu beant-  
worten. Gleichwohl haben insbesondere an-  
gehende Tonkünstler aus einer gründlichen  
Beantwortung derselben, einen nicht gerin-  
gen Nutzen zu ziehen, indem sie dadurch in  
den Stand gesetzt werden, nicht allein die will-

kühnlichen Veränderungen der besten und selbst in Ansehn stehenden Tonkünstler, bey Ausführung einer Melodie, nach der Wahrheit zu beurtheilen, sondern auch die verschiedenen Stufen der Geschicklichkeit, welche dieselben in diesem Theile der Ausführung einer Melodie besitzen, genau zu bemerken, und sich solchergestalt geschickte Muster zur Nachahmung daraus zu erwählen.

So groß aber auch der Nutzen seyn mag, der hieraus entspringet, so groß wird dennoch auch der Widerspruch seyn, welcher bey Entwicklung dieser Frage unausbleiblich entstehen wird. Inbessen kann dieses einen Wahrheitliebenden Tonkünstler nicht abschrecken, sich zu bemühen, solche, so viel als möglich, aus vernünftigen Gründen ans Licht zu stellen; zumahlen, wenn er sich dabey vornimmt, sowohl Niemanden seine Meinungen gebieterisch aufzudringen, als auch seine eigene Erfahrungen, nicht zu Gränzen der Erfahrungen aller anderer Menschen zu machen, und dabey die Einsichten anderer, nicht in den Umfang seiner eigenen einzuschliessen.

Bevor man aber zur Auflösung dieser Frage selbst kommen kann, wird nöthig seyn, zusörderst noch einige Sätze zu bestimmen, woraus die Merkmale der guten Veränderungen in musikalischen Stücken als aus ihren Gründen von selbst fließen, und sich dahero aufs leichteste erklären lassen.

Es kommt diesemnach hauptsächlich vorhero darauf an:

## Die melodischen Veränderungen. 97

1) Ob eine Melodie den höchsten Grad der Schönheit haben könne, wenn nicht alle Gedanken in derselben gehörig und vollkommen ausgebildet sind, und ob daher eine Melodie an ihrer Schönheit nicht vielmehr wirklich verliere, je mehr unvollkommen ausgebildete Gedanken darin anzutreffen sind?

2) Welche Gedanken denn eigentlich einer Veränderung bedürfen, die vollkommen oder unvollkommen ausgebildeten?

3) Ob die Hauptgedanken eines Stückes mit Recht dürfen verändert werden? und

4) Ob ein Ausführer auch verbunden sey, sowohl die Einheit einer Melodie, als auch den Sinn des Componisten genau zu beobachten.

Was nun den ersten Satz anbetriß; so hat sich wohl noch kein Componist in den Sinn kommen lassen, Melodien zu verfertigen, und solche zugleich für schön auszugeben, worinn die meisten Gedanken unvollkommen ausgebildet gewesen. Denn da der Hauptzweck eines Componisten bey Verfertigung einer jeden Melodie dahin gehet, dadurch eine Gemüthsbewegung in einem gewissen Grad auszudrücken; so wird dieselbe niemals, als gut gerathen angesehen werden können, wenn dieser Grad der Gemüthsbewegung, entweder zu feurig und lebhaft, oder gegentheils wiederum nicht feurig und lebhaft darinn ausgedrückt worden, die Gedanken an sich, mögen auch so gut seyn, als sie immer wollen. Wenn daher z. E. ein Componist durch die Melodie eine

gelassene Freude ausdrücken will; so ist dieses sein Hauptzweck und zugleich der Bestimmungsgrund aller Theile der Melodie. Wie nun ferner ein jeder Gedanke in der Melodie als ein Theil des Ganzen zu betrachten ist, eine Gemüthsbewegung aber in einer gewissen Zeit nicht immer in einerley Stärke bleibet, sondern ab und zunimmt; Also ist dieses wiederum der Grund, warum in einer Melodie ein Gedanke lebhafter seyn muß als der andere; So wie denn auch die Ordnung, nach welcher die Gemüthsbewegung steigt oder fällt, die Lebhaftigkeit der Gedanken ordnet, womit dieselben auf einander folgen sollen. Ein jeder Gedanke aber muß seinen eigenen Grad der Lebhaftigkeit haben, der ihm allein zukommt, wenn anders der Hauptzweck auf das beste erreicht werden soll. Nun aber kann der Grad der Lebhaftigkeit durch unvollkommen ausgebildete Gedanken in einer Melodie, nicht gehörig ausgedrückt werden, und müssen daher dieselben vielmehr so vollkommen ausgebildet seyn, als es der Hauptzweck erfordert, damit sie alle in einem hohen Grad zu demselben zusammen stimmen; weshalb denn ganz natürlich hieraus fließet: Daß diejenige Melodie die beste sey, in welcher alle Gedanken vom Componisten gehörig ausgebildet sind, und daß, je mehr hiervon abgewichen wird, auch desto schlechter die Melodie werde.

Ohngeachtet nun solchergestalt die Schönheit der Melodie eigentlich durch die darinn enthaltene

voll-

## Die melodischen Veränderungen. 99

vollkommene Ausbildung der Gedanken bestimmt wird, so geschieht es dennoch, daß dem Ausführer zu Gefallen, von dem Componisten auch zuweilen solche mit eingeschaltet werden, die noch nicht vollkommen ausgebildet sind, und deren völlige Ausbildung durch die dabei anzubringende Veränderungen der Geschicklichkeit des Ausführers überlassen wird. Wodurch denn also die im vorherstehenden zweyten Satz enthaltene Frage dahin bestimmt wird: Daß nämlich von allen Gedanken in einer Melodie, nur diejenigen einer Veränderung bedürfen, welche darinn noch nicht vollkommen ausgebildet sind; und da von diesen Gedanken auch nur wenige in einer Melodie vorhanden seyn müssen, woferne anders dieselbe an ihrer Schönheit nicht zu viel verlihren soll; so fließet hieraus auch ferner: Daß in einer schönen Melodie nur die wenigsten Gedanken verändert werden können.

Ausserdem aber, und da in einem Stücke auch noch Gedanken vorkommen, welche in der Melodie nicht mehr als einmal anzutreffen sind, und die man daher als Gedanken betrachten kann, welche gleichsam im Schatten stehen, so kann auch bey diesen im Schatten stehenden Gedanken, ohne Verletzung des guten Geschmacks, eine Veränderung ebenfalls wohl Statt finden.

Gleich wie nun ferner unstreitig ist, daß das Wesentliche einer Gemüthsbewegung, das durch

## 100 I. Hrn. Niedts Betracht. über

eine Melodie ausgedrückt werden soll, allezeit durch den darinn enthaltenen Hauptgedanken am stärksten bezeichnet wird, mithin derselbe nicht allein vorzüglich und bereits auf das vollkommenste ausgebildet seyn, sondern dabey auch öfter als alle übrige Gedanken in einer Melodie vorkommen muß, allermassen hierinn auch eigentlich sein unveränderliches Merkmal bestehet, woran er vor den übrigen erkannt wird, dieses Merkmal aber nothwendig verschwinden müste, wenn derselbe durch etwa dabey angebrachte Veränderungen unkenntlich gemacht, und dadurch zugleich, so zu sagen, aus seiner Klarheit in einen unvermeidlichen Grad der Dunkelheit gesetzt würde: Also siehet man hieraus leicht ein, daß die Beantwortung der Frage des dritten Satzes ganz natürlich dahin ausfalle: Daß der Hauptgedanke eines Stückes mit Recht niemals verändert werden dürfe.

Daß aber die Absicht und der Sinn des Componisten, welche er bey Verfertigung einer Melodie gehabt, auch bey deren Ausführung aufs genaueste beobachtet werden müsse, ist eine so bekannte Sache, daß sie wohl von Niemanden in Zweifel gezogen wird. Da nun auch ferner die Einheit der Grund von allen Theilen des Ganzen ist, und die Anzahl derselben wie auch ihre Grösse und die Ordnung, die sie unter einander haben, aufs genaueste bestimmet; eine Melodie aber nicht anders als ein Ganzes betrachtet werden kann, davon die Haupttheile die Perioden sind, der Zu-

sam-

## Die melodischen Veränderungen. 101

sammenhang derselben aber wiederum lediglich daran erkannt wird, wenn die Hauptgedanken gehörig vertheilet, und dadurch in ein verschiedenes Licht gestellet worden sind; Also enthält solchergestalt auch die Einheit der Ausführung den Grund von den zusammenhängenden Perioden, und da dieser Zusammenhang nicht anders als aus der richtigen Anwendung der Hauptgedanken erkannt wird; so fließet zur Beantwortung der Frage des vierten Satzes hieraus auch ganz natürlich: Daß ein Ausführer (wenn anders seine Ausführung schön seyn soll,) nothwendig die Einheit der Melodie, und folglich auch den Sinn des Componisten, jederzeit genau beobachten müsse.

Wenn man demnach alles dieses in genaue Betrachtung ziehet; so wird man finden, daß sich daraus nachfolgende vier Grundregeln festsetzen lassen, durch welche die Anwendung der Veränderungen in einer Melodie um so mehr bestimmt werden kann, als sie zugleich der Natur einer schönen Ausführung vollkommen gemäß sind, und ist dannenhero

### Die erste Grundregel.

Weil eine gute und schöne Melodie, wo nicht durchgehends, doch mehrentheils, aus lauter vollkommen ausgebildeten Gedanken bestehen muß; So hat auch ein Ausführer hauptsächlich lauter solche Stücke zu seiner Ausführung zu wehlen, worinn dergleichen gute und schöne Melodie enthalten ist.

**Die zweyte Grundregel.**

Da in einer guten Melodie nur die wenigsten Gedanken unvollkommen ausgebildet seyn müssen, und diese eigentlich nur allein der Veränderung bedürfen; So darf ein Ausführer auch nur die wenigsten Gedanken in einer Melodie verändern.

**Die dritte Grundregel.**

Da ein Hauptgedanke in einer Melodie jedesmal vorzüglich vollkommen ausgebildet seyn muß, und durch die Veränderung nur verdunkelt und geschwächt wird; So darf derselbe solchergestalt mit Recht niemals verändert werden.

**Die vierte Grundregel.**

Ein Ausführer muß in seiner Ausführung jedesmal die Einheit der Melodie, und den Sinn des Componisten, genau beobachten.

Bergleicht man nun diese Grundregeln mit denenjenigen, nach welchen die mehresten Ausführer heut zu Tage in ihren Veränderungen verfahren, so wird man gewahr werden, daß selbige mit einander in einem gar grossen Widerspruch stehen. Man kann diese letztern zum Unterschied der vorher festgesetzten Grundregeln, garfüglich Ausübungsregeln nennen, und damit man desto leichter urtheilen könne, in wie weit selbige gegründet sind; so wollen wir einige der hauptsächlichsten davon anführen, und selbige zugleich mit einigen Anmerkungen erläutern.

**Die erste Ausübungsregel** würde demnach folgendergestalt lauten:

Je mehr Mannigfaltiges durch den Ausführer in eine Melodie gebracht wird, je schöner ist die Ausführung.

Nun ist zwar nicht zu leugnen, daß die Mannigfaltigkeit einen grossen Theil der Schönheit ausmache. Sie wird aber in dem Fall zur Schönheit wiederum nichts beitragen, wenn sie nicht zugleich mit einer gewissen Ordnung verbunden ist. Diese Ordnung setzet also der Mannigfaltigkeit ihre Gränzen, damit dadurch die Schönheit dabey erhalten werde. Nun aber ist eben diese Ordnung auch die Ursache, daß in einer Melodie nicht durchgehends lauter verschiedene, sondern manche Gedanken öfters mehr als einmal vorkommen. Wenn diese nun also aus dem Grunde verändert werden wollten, um destomehr Mannigfaltigkeit dadurch zu verursachen; so würde gegentheils die Ordnung, und mit derselben also auch zugleich die Schönheit dabey unumgänglich leiden müssen. Und da durch Anwendung dieser Ausübungsregel solchergestalt auch weder die Aehnlichkeit noch der Zusammenhang der Perioden erhalten, auch eben so wenig die Einheit des Ganzen bestimmt, als der Sinn des Componisten gefolget werden kann; Also siehet man auch leicht ein, daß dieselbe in allen Stücken mit dem Inhalt der ersten vier Grundregeln platterdings streite, und werden vernünftige Kenner dahero leicht urtheilen können, ob solche anzunehmen, oder nicht vielmehr gänzlich zu verwerfen sey? Zumalen wenn noch dazu in Erwägung gezogen wird, daß, da ein jedes ein-

zelnes Ding nur eine gewisse Anzahl von Mannigfaltigen als seine Theile in sich enthalten kann, selbiges daher, so bald ein mehreres davon hinzukommt, solchergestalt nothwendig mit etwas Fremden, das demselben nicht zukommt, vermischet werden müsse, und solche Mannigfaltigkeit daher nicht anders als überflüssig und verwerflich betrachtet werden könne.

Die zweyte Ausübungsregel, und deren man sich am häufigsten bedienet, ist diese:

Das Thema eines Stückes darf nur das erste und letztemal unverändert vortragen werden, ausserdem aber muß dasselbe, so oft es sonst weiter vorkommt, auch jedesmal auf eine andere Art verändert werden.

Wenn nun aber vorausgesetzt wird, daß das Thema eines Stückes, den Hauptgedanken von dessen Melodie ausmache, und daß derselbe z. E. etwa viermal darinn angebracht sey; so würde durch die Vorschrift dieser Ausübungsregel dieser Hauptgedanke, doch eigentlich nicht mehr als nur zweymal gehört, und derselbe solchergestalt durch die dabey angebrachte zweymalige Veränderung nicht mehr so kenntlich bleiben, sondern vielmehr verdunkelt, und fast völlig in Schatten gestellet werden. Ist aber gleichwohl ein geschickter Ausführer eines musikalischen Stückes, nicht als ein geschickter Copist in der Mahleren zu betrachten, und ist dieser nicht verbunden, das höchste  
Licht

## Die melodischen Veränderungen. 105

Licht und Schatten in seiner Copie da anzubringen, wo das Muster, welches er nachahmet, ihm solches vorschreibt? Nur lediglich in denen Nebensachen, die das Wesentliche des Musters nicht verändern, und sonst in keinem andern Stücke, stehet ihm allenfalls frey, in etwas davon abzuweichen. Bey diesen Umständen nun, und da diese Regel solchergestalt nicht allein mit den vorher angeführten Grundregeln ebenfalls im Widerspruch stehet, sondern auch dabey mit der Natur der Sache selbst streitet, und nur lediglich auf eine bloß nachahmende Gewohnheit gegründet ist; So wird auch ein jeder unpartheyischer Kunstverständiger, der nachzudenken gewohnt ist, gar bald einsehen, in wie weit selbige einen Beyfall verdiene.

**Die dritte Ausübungsregel**  
ist folgende:

Da die Musik eine freye Kunst ist, so hat ein jeder Ausführer auch die Freyheit, seine Veränderungen zu machen wie es ihm gefällt.

So lange man aber gleichwohl noch nicht erwiesen hat, daß eine freye Kunst ohne Ordnung und Regelmäßigkeit seyn müsse; so lange wird es auch wohl nicht erlaubt seyn, in der Musik einige Veränderungen bloß nach eigenem Gefallen anzubringen, sondern solche müssen vielmehr nothwendig einer gewissen Ordnung und Regeln unterworfen seyn. Denn wo diese beyde Stücke fehlen, da werden alle Veränderungen ohnfehlbar

bar schlecht gerathen. Die Ordnung aber die der Ausführer mit seinen Veränderungen beobachten muß, bestehet darinn: daß er insbesondere das Ab- und Zunehmen der Gemüthsbewegungen, in solcher Maasse auf einander folgen lasse, wie es der Componist in seiner Melodie geordnet, und wie diesem die Gemüthsbewegung es selbst vorgeschrieben hat. Wenn dannenhero diese Ordnung bey den Veränderungen nicht beobachtet wird, so sind dieselben nicht allein schlecht gewählt, sondern man wird dabey hauptsächlich auch allezeit wider die Hauptregel, nach welcher man dem Sinne des Componisten beständig genau folgen muß, auf eine unerlaubte Art verstossen.

**Die vierte Ausübungsregel** nun, könnte endlich diese seyn:

Wenn man seine eigene Composition ausführt, kann man sie verändern wie man wolle, und sey man nicht daran gebunden, die Ordnung dabey so genau zu beobachten, als man wohl bey der Ausführung einer fremden Composition thun müsse.

Wer sich aber nicht bemühet, seine eigene Composition in einem schönen Geschmack vorzutragen, der wird diese Bemühung gewiß noch weniger bey dem Vortrag einer fremden Composition anwenden. Und da überdem ein jeder Ausführer sich in seiner Composition gleichsam ein Gesetz aufgelegt hat, seine Ausführung denjenigen Gedanken ähnlich zu machen, welche er in seiner Composition

tion

## Die melodischen Veränderungen. 107

tion vorgeschrieben hat; so wird er solchergestalt allezeit fehlen, wenn er solches durch unrecht angebrachte Veränderungen überschreitet, und er wird dadurch zugleich zu erkennen geben, daß er entweder seine Composition selbst für schlecht halte, oder solche schlecht ausführen wolle; welches beides ihm aber keine sonderliche Ehre zuwege bringen kan.

Aus allem diesem nun wird zur Gnüge erhellen, daß diese angeführte Ausübungsregeln, welche, wie schon gedacht, heutiges Tages von den mehresten Ausführern, sowohl in der Vocal- als Instrumentalmusik gefolget werden, mit denen vorher festgesetzten Grundregeln fast durchgängig im allergrößten Widerspuch stehen. Welche von beiden aber den Vorzug verdienen, solches wird billig der Einsicht eines jeden, dem es um die Wahrheit mehr, als um den äußerlichen Schein zu thun ist, überlassen. Die angeführten Gründe können indessen lediglich den Werth der Regeln entscheiden, und nach Beschaffenheit desselben, werden auch alle diejenigen Veränderungen, die sich darauf gründen, von gleicher Würde seyn.

Ob nun aber gleich vermittelst der schon mehrangeführten vier Grundregeln bestimmt worden, daß weder bey den vollkommen ausgebildeten, noch auch bey den Hauptgedanken einer Melodie, mit Recht einige Veränderung statt finden könne, sondern nur lediglich diejenigen Gedanken verändert werden dürfen, welche am wenigsten darinn vorkommen, dieses aber angezeigtermassen nur

1) Die

108 I. Hrn. Kiedts Betracht. über

1) Die unvollkommen ausgebildete, und  
2) Die im Schatten stehende Gedanken  
sind; So bleibet jedennoch nunmehr die Frage  
übrig

Wie, und auf was Art denn diese  
Gedanken zu verändern sind?

Nun aber kann man dasjenige, was bey einer  
jeden Veränderung eines musikalischen Gedanken,  
am vornehmlichsten zu beobachten ist, gar füg-  
lich in nachstehende zwey Hauptregeln einschliessen,  
nämlich:

- 1) Eine jede Veränderung muß niemalen mit  
derjenigen Harmonie streiten, welche in dem  
Gedanken zum Grunde lieget, den man  
verändern will, und
- 2) Bey einer jeden Veränderung muß eben-  
falls die Bewegung des Gedankens beob-  
achtet werden, damit auch in der Verände-  
rung die Aehnlichkeit desselben erkannt wer-  
den könne.

Ob nun zwar die erstere von diesen Regeln  
bereits hinlänglich bekannt ist, und auch wohl  
schwerlich von Niemanden im Zweifel gezogen  
werden wird; So ist dennoch die zweite davon  
eben diejenige, welche, ohngeachtet ihrer so  
grossen Nothwendigkeit, bey der Ausführung am  
wenigsten beobachtet wird.

Denn, ausser daß solche den mehresten fast  
unbekannt ist, und viele bey ihrem Ausfüh-  
ren gar nicht daran denken, so giebt es gegen-  
theils wiederum andere, welche wegen ihrer Anwendung  
sehr

## Die melodischen Veränderungen. 109

sehr uneinig sind, und solche deßhalb, wo nicht für gänzlich falsch, dennoch für unerheblich halten, weil solche größtentheils der heutigen Erfahrung widerspricht, und selbst von den geschicktesten Tonmeistern bey ihren Ausführungen sehr selten angewendet wird.

Daß nun zwar diese Erfahrung der Wahrheit gemäß sey, daran kann um so weniger gezweifelt werden, als solches noch fast täglich bestätigt wird. Ob aber ohngeachtet dessen, eine solche Ausführung, in welcher die Bewegung der Gedanken in gar keine Erwägung genommen wird, zum guten Geschmack gehöre, solches ist eben dasjenige, worüber wohl schwerlich ein gründlicher Beweis geführt werden mag. Denn wenn die Aehnlichkeit in der Bewegung ganz aufgehoben wird, so fällt zugleich das Merkmal weg, woran man erkennen kann, daß man durch seine Veränderung eben dasjenige bezeichnet habe, was der Componist eigentlich bezeichnen wollen. Wenn man daher z. E. siehet, daß der Componist in einem, im Vierviertelact gesetzten Allegro, zwey Tacte, aus lauter zwey und dreißig Theilen, mit vieler Ueberlegung niedergeschrieben hat, und der Ausführer verändert solche durch Bindungen, so aus achtel Noten bestehen; So ist das Verhältniß der Bewegung, zwischen dem gegebenen Gedanken und seiner Veränderung also, wie 4 zu 1. Ist es aber wohl möglich, daß man in diesem Verhältniß erkennen könne, daß der Ausführer mit seiner Veränderung eben dasjenige bezeich-

## 110 I. Hrn. Niedts Betracht. über

bezeichnet habe, was der Componist durch seinen niedergeschriebenen Gedanken hat bezeichnen wollen? So wenig nun dieses geschehen kann, und so gewiß es daher ist, daß aus der Ähnlichkeit der Bewegungen, auch nur die Ähnlichkeit der Bezeichnung erkannt werden könne, eben so natürlich fließet auch ferner hieraus, daß, je mehr man sich von der Bewegung entfernt, um so weiter man sich auch von der Bezeichnung der Gedanken entfernen müsse. Soll dannenhero der Sinn des Componisten gehörig beobachtet werden, das ist: soll dasjenige, was er durch seine Gedanken bezeichnet hat, vom Ausführer auch bezeichnet werden; so kann dieser unmöglich mit Recht davon abweichen, am wenigsten aber, wenn es geschlehet, solches zur Ordnung und gutem Geschmack rechnen.

Darf wohl ein geschickter Mahler, die besondere Art und Weise, wie die Natur in einem Gesichte die allgemeinen Theile desselben geordnet hat, aus den Augen sehen, und, wenn er dieses Gesicht mit dem vortreflichsten Pinsel schön nachahmen will, alsdann eine andere Art und Weise nach Willkühr wählen, diese allgemeinen Theile des Gesichts untereinander anders zu ordnen? Wenn solches auch ein Mahler thäte, der in dem größten Rufe stünde, so würde ein weit schlechterer, ja der geringste in dieser Kunst, mit Recht sagen können: dieser Mahler hat zwar vortreflich gemahlet, aber schlecht getroffen. Kann dieses nun aber auch nicht mit Recht bey einer jeden Ausführung

führung

## Die melodischen Veränderungen. III

führung eines musikalischen Stücks gelten? Es kann ja einer seine Veränderungen, die gar nichts ähnliches mit dem Sinn des Componisten haben, in Ansehung der Bewegung, vortreflich schön singen oder spielen; diesem allen ohngeachtet aber, kann dennoch ein jeder Tonkünstler, in solchem Fall, mit Recht auftreten und zuverlässig sagen: Dieser grosse Mann hat zwar vortreflich gesungen, oder gespielt, aber den Sinn des Componisten schlecht getroffen. Das heißt kurz: Er hat wohl verändert, aber dabei gar wenig geurtheilet.

So hinlänglich nun aus allem diesem erhellet, daß ein Ausführer auf die Bewegung der Gedanken, seine Aufmerksamkeit hauptsächlich mitwenden, und allerdings seine Veränderungen darnach einrichten muß, wofern anders selbige so wohl für vernünftig als schön gehalten werden sollen; so nöthig wird es dahero seyn, die von der Bewegung vorhero gegebenen Regeln noch etwas näher zu erklären, und deren Anwendung und Gebrauch, noch in ein etwas mehreres Licht zu stellen.

Man hat dahero zuförderst hauptsächlich zu merken, daß es zwey unterschiedene Arten der Bewegung gebe, nämlich:

- a) Die äusserliche Bewegung, und
- b) Die innerliche Bewegung.

Unter der äusserlichen Bewegung eines Gedankens, wird allemal die bestimmte Anzahl der Tonfüsse oder Noten verstanden, die in einem Gedanken enthalten sind, und solche kann nach Beschaffenheit der Anzahl derselben, entweder

vermehret, oder vermindert werden. Wenn daher z. E. ein Gedanke von zwey Tacten aus acht Noten bestünde, so wird seine äussere Bewegung vermehret, wenn an Statt dieser acht Noten, deren neune, zehen, eilffe oder noch mehr gemacht werden. Im Gegentheil wird diese Bewegung vermindert, wenn an Statt solcher acht Noten, etwa nur sieben, sechs, fünfe oder noch weniger gemacht werden.

Unter der innerlichen Bewegung eines Gedanken aber, werden allemal die natürliche Vibrationes der Töne verstanden, und findet bey denselben ebenfalls die Vermehrung und Verminderung statt. Solchergestalt hat ein Gedanke, wenn er z. E. nur lediglich wiederholet wird, in seiner Wiederholung nur einerley Vibration, wird aber derselbe in höhere Töne versetzt, so wird dadurch die Vibration vermehret, dahingegen, wenn man ihn in tiefere Töne versetzt, alsdenn auch seine Vibration vermindert wird. Aus dieser Ursache wird daher durch eine Veränderung in der Höhe, die innere Bewegung eines Gedankens allezeit vermehret, so wie solche durch die Veränderung in der Tiefe vermindert wird.

Nun ist in dem Vorhergehenden bereits gezeigt worden, was eigentlich für musikalische Gedanken verändert werden können, und daß nur

1) Bey den unvollkommen ausgebildeten,  
und

2) Bey

## Die melodischen Veränderungen. 113

2) Bey den im Schatten stehenden Gedanken

mit Recht einige Veränderung angebracht werden dürfe. Es fraget sich demnach nunmehr: Wie denn diese Veränderung in Ansehung der Bewegung dabey beschaffen seyn müsse.

Da nun die Unvollkommenheit der erstern eigentlich darinn bestehet, daß in denenselben derjenige Grad der Lebhaftigkeit noch nicht befindlich ist, den sie eigentlich dadurch erhalten würden, wenn sie vollkommen ausgebildet wären, so muß solcher also durch den Ausführer erstlich dazu gebracht werden, und muß derselbe folglich diese Gedanken dergestalt verändern, daß derselben äussere Bewegung vermehret wird. Dieses geschiehet aber, wenn die noch fehlenden harmonischen Töne, und nebst diesen auch die noch fehlenden melodischen Zieräthen hinzu gethan werden, und nachdem nun mehr oder weniger Noten von diesen beyden Arten dabey fehlen, nachdem wird auch die äussere Bewegung dabey mehr oder weniger vermehret.

Bey den andern, nämlich den im Schatten stehenden Gedanken hingegen, worunter, wie schon vorher gezeigt worden, diejenigen verstanden werden, welche in einer Melodie nur einmal vorkommen, wird zwar die Veränderung, sowohl mit der äussern als innern Bewegung Statt haben können.

## 114 I. Hrn. Niedts Betracht. über

Gleichwie aber nicht weniger auch schon vorhin gezeiget worden, wie unumgänglich nöthig es sey, in allen Stücken dem Sinn des Componisten genau zu folgen, und die Aehnlichkeit der Gedanken zu beobachten; So siehet man auch solchergestalt leicht ein, daß die Bewegung bey der Veränderung dieser in Schatten stehenden Gedanken, auch ebenfalls so beschaffen seyn müsse, damit diese beyde Hauptstücke dabey im geringsten nicht aus den Augen gesetzt werden.

Daß dieses aber überhaupt bey allen Veränderungen unumgänglich erfordert werde, wenn selbige anders als schön betrachtet, und zum guten Geschmack gerechnet werden sollen, solches ist bereits im vorhergehenden ebenfalls hinlänglich gezeiget worden, und wenn dieses geschiehet, so kann sogar auch die Veränderung der vollkommen ausgebildeten Gedanken, vermittelst der äusserlichen Bewegung, statt finden. Denn da aus derselben gegebenen Erklärung bereits bekannt ist, daß solche vermehret und vermindert werden könne; so kann ein vollkommen ausgebildeter Gedanke, in Absicht auf seine innere Bewegung, wenn solche nämlich zum Grunde gelegt wird, sodenn durch die äusserliche Bewegung auf zweyerley Art, nämlich:

- 1) Durch die Verminderung derselben in höhern Tönen, und
  - 2) Durch die Vermehrung derselben in tiefern Tönen,
- verändert werden.

## Die melodischen Veränderungen. 115

Um dieses aber desto deutlicher einzusehen, so nehme man an, daß die innere Bewegung eines Gedankens noch einmal so groß sey, als die äussere, weshalb denn das Verhältniß davon wie 2. zu 1. wäre. Bestünde nun dieser Gedanke, z. E. aus acht Tönen, so gehen solchergestalt, weil desselben innere Bewegung noch einmal so groß ist, als die äussere, auf jeden Ton 2, mithin überhaupt 16 Vibrationes vor, und ist demnach das Verhältniß seiner äussern Bewegung, gegen dessen innere, wie 8. zu 16. Wird dieser Gedanke aber eine Octave höher genommen, so entstehen alsdenn darinn 32 Vibrationes, weil die Vibration in der höhern Octave bekanntermassen noch einmal so stark ist, als der Grundton. Da aber gleichwohl seine innere Bewegung nicht verändert und vermehret werden, sondern derselbe in der höhern Octave ebenfalls nur 16 mal vibriren soll; so kann solches nicht anders geschehen, als wenn derselbe alsdenn nur halb so ofte als vorher, nämlich, an statt der 8 Töne nur 4, angegeben, und solchergestalt dessen äussere Bewegung um 4. vermindert wird, weshalb denn nunmehr das Verhältniß derselben auch wie 4. zu 16. ist.

Wird aber gegentheils dieser vorige Gedanke dergestalt verändert, daß derselbe noch eine Octave tiefer genommen wird, so würde, wenn man ihn darinn, eben wie vorher, auch nur 8 Töne angeben wollte, derselbe alsdenn darinn nicht mehr 16 mal, sondern auch nur 8 mal vibriren, weil ebenfalls bekant ist, daß die Vibration eines

## 116 I. Hrn. Niedts Betracht. über

Tons, in einer Octave tiefer, noch halb so wenig ist, als der gegebene Ton. Da aber gleichwohl, eben wie vorher, die innere Bewegung des Gedankens hiebei nicht verändert, sondern desselben Vibration auch hierbei 16 mal geschehen soll; so muß daher auch die äussere Bewegung vermehret, und solchergestalt noch einmal so groß seyn, als vorher, mithin solche in diesem Fall, an statt der 8 Töne, nunmehr in der Tiefe auch noch einmal so viel, nämlich, auf 16. vermehret werden; Weshalb denn, und da in einer tiefern Octave auf eine äussere, nicht mehr als eine innere Bewegung gehet, so ist auch daher das Verhältniß derselben hiebei wie 16. zu 16. Solchergestalt haben demnach diese vorhergezeigte drey äussere Bewegungen, nach solchen festgestellten Verhält-

nissen, als  $\begin{array}{c} 4 \\ 8 \rightarrow 16 \\ 16 \end{array}$ , immer einerley innerliche

Bewegungen, und sind die daher mit der äussern Bewegung gemachte Veränderungen, mit den gegebenen Gedanken übereinstimmend, dem Sinn des Componisten gemäß, und also natürlicherweise die Vorschrift, wie man die äusserliche Bewegung vermindern oder vermehren könne.

Nach dem Maasse nun, da man sich bey den Veränderungen von derselben entfernt, desto unvollkommener werden auch dieselben gerathen, und desto merklicher zeigt der Ausführer an, daß er seine Kunst, nach den Regeln der Natur und  
des

## Die melodischen Veränderungen. 117

des guten Geschmacks, sehr schlecht auszuüben verstehe.

Es ist aber nicht möglich diese Regeln zu beobachten, wenn man solche nicht kennet. Wie bekannt sie aber seyn, kann man aus den Lehrbüchern, die von den willkührlichen Veränderungen handeln, gar leicht abnehmen, indem man nur die Harmonie darinn anzeigt, die man dabey zu beobachten hat, ohne dabey der Bewegung zu gedenken, welche letztere doch, wie gezeiget worden, unumgänglich zu beobachten ist, und zur musikalischen Expression gewiß mehr beyträgt, und fühlbarer ist, als das bloss Beobachten der Harmonie. Kommt aber beides zusammen, so wird alsdann die Vollkommenheit der Veränderung desto grösser seyn.

Aus allem diesem nun lässet sich endlich die Beantwortung der gleich anfangs angeführten Frage: Woran ein guter Veränderer von einem schlechten zu unterscheiden sey: dahin bestimmen, daß nämlich die Merkmale eines guten Veränderers darinn bestehen:

Wenn derselbe bey der Ausübung überhaupt, nicht allein nach den deshalb festgesetzten 4 Grundregeln verfähret, sondern auch dabey die Art und Weise in Acht nimmt, wie sowohl die unvollkommenen ausgebildeten, als auch die im Schatten stehenden Gedanken verändert werden müssen, hiernächst aber auch bey der Veränderung der

vollkommen ausgebildeten hauptsächlich das Verhältniß ihrer innern Bewegung gegen der Verminderung oder Vermehrung der äussern davon aufs genaueste beobachtet und solchergestalt in allen Stücken dem Sinn des Componisten beständig folget. Dahingegen nach dem Maasse, als diese Merkmale bey einem Ausführer weniger anzutreffen sind, derselbe auch nicht anders, als ein desto schlechterer Veränderer zu betrachten ist.

Solten übrigens diese wenige Betrachtungen über die willführliche Veränderungen in der Musik einigen Lesern vielleicht aus der Ursach als überflüssig und unnöthig vorkommen, weil sie in der Meynung stehen, daß schon von andern darüber so viel gesagt worden sey, als man davon hätte sagen können; So gebe ich zwar willig zu, daß mancher von einer Sache so viel gesagt hat, als er weiß und kann; ob er aber damit die Materie gänzlich erschöpft und deswegen alles dasjenige wirklich gesagt habe, was der Sache eigentlich zukommt? Solches dürfte ohnstreitig noch wohl in Zweifel gezogen werden können.



## II.

## Herrn Barons Abhandlung von dem Notensystem der Laute und der Theorbe.

**W**as die Laute anlanget, so hat solche ein System von 6 Linien, und kann daselbe vieler Ursachen wegen nicht abgeschaffet werden, indem es von den Vorfahren dieser Kunst, mit grossem Bedacht sehr weislich und scharfsinnig geordnet ist. Denn, da dieses Instrument in alten Zeiten vielerley Stimmungen gehabt; so hat es endlich, da es aus Italien nach Frankreich überbracht worden, daselbst eine beständige Stimmung erhalten, welche auch noch bis auf den heutigen Tag fortbauert; es ist auch nicht zu vermuthen, daß man eine bessere erfinden wird. Und da nun alle Wesen der mechanischen Dinge in ihrer möglichen Einrichtung bestehen; so folget von sich selbst, daß der Grund der 6 Linien, wie auch ihre Stimmung, in der mechanischen Einrichtung dieses Instruments zu finden: denn wäre keine sechste Linie, so würde

S 5

der

\* Siehe in Petri Ciaconii Tractat de Triclinio, einen Abriß davon, wie es ausgesehen, als man es aus Asien nach Rom brachte.

## 120 II. Hr. Baron von dem Notensystem

der Gesang, so weit als er nach seiner mechanischen Einrichtung jetzt möglich ist, ein grosses Theil Schaden leiden, und sich in sehr enge Gränzen einschliessen müssen.

Es ist demnach die oberste sechste Linie der Gesangsaite gewidmet, darauf acht ganze und fünf halbe Töne liegen, welche ohne die sechste Linie wegfallen müssten. Weilen nun aber mehr als einmahl gefraget worden, ob es nicht möglich sey, die gewöhnliche Lautentabulatur, die in kleinen lateinischen Currentbuchstaben bestehet, abzuschaffen, und an deren statt das System der fünf Linien mit ordentlichen Noten einzuführen? So bin ich genöthiget, ohne den geringsten Verdacht der Pedanterey, zu sagen, daß solches nicht möglich sey.

Da nemlich nichts ohne zureichenden Grund seyn kann; aus dem Grunde aber der Sache, einer andern Sache Nothwendigkeit entstehet; so wird auch die Lautentabulatur ohnstreitig wie sie einmal ist, bleiben müssen. Denn 1) so hat das Instrument nach seiner Einrichtung fast durchgängig dreyfache Unisonos, welche nur durch Buchstaben, nicht aber durch Noten können angedeutet werden. Fürs zweyte, so haben die auf der Laute verborgene Unisoni (hier verstehet es sich nach seiner Einrichtung) den Nutzen sowohl in der Höhe als Tiefe, daß, wenn nemlich an einem Ort die Melodie angefangen ist, und an  
die

Diesem Ort nicht völlig bis zu einem Commate oder Abschnitt zu Ende kann gebracht werden; auch in dem Zusammenhange der einmal gefasste Ton, in Ansehung anderer nachfolgenden Töne wieder vorkommt; man sich mit Fortsetzung der Hand leicht helfen kann, welche Fortsetzung der Hand, nur mit Buchstaben kann bezeichnet werden, welches ganz und gar nicht mit ordentlichen Noten angehet. Ich setze zum Exempel a. d. i. machen einen Einklang aus; wenn ich nun das a angeschlagen habe, so ist mir in Ansehung der Folge ein ander mahl bald das d bald das i bequemer, und machen nur eine einzige Note aus, welche mich bey andern Instrumenten auf einen einzigen Platz weist, da mir hier im Gegentheil drey unterschiedene Buchstaben eine einzige Note oder Ton, auf drey unterschiedenen Plätzen und Orten anzeigen. Fürs dritte kann man durch die Lautentabulatur auf einmal einem Liebhaber eine klare und deutliche Idee von der ganzen Sache kurz und überhaupt benbringen, daß er gleichsam mit einem Blick, das ganze Lehrgebäude übersehen und einsehen kann; welches mit ordentlichen Noten abermahl nicht angehet; weil sie eine Sache, die dem Tone und Klange nach, nicht unterschieden, und doch der Zeit, dem Ort und dem Raume nach, wirklich unterschieden ist, unmöglich andeuten können. Fürs vierte kann durch die Tabulatur nicht nur die Application der Finger gelernt werden, welches mit ordentlichen Noten wieder

nicht

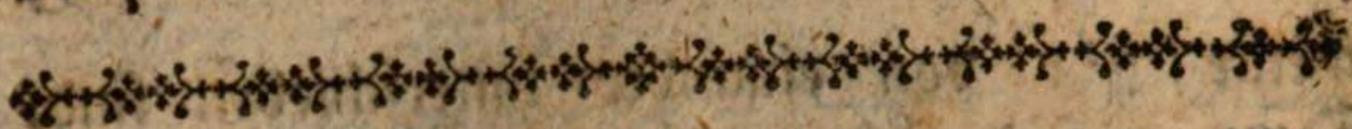
## 122 II. Hr. Baron von dem Notensystem

nicht angehet und zwar aus obenangeführtem Grunde. Fürs fünfte wird die Fertigkeit der Hand dadurch mehr befördert als durch Noten: weil die Tabulatur eine Sache den äusserlichen Sinnen sehr deutlich vorstellet, und den Unterschied zeigt, welches mit Noten auch nicht angehen will. Was aber das ordentliche Notenspielen anlanget; so hänget solches von den innerlichen Sinnen ab, wenn solche durch lange Erfahrung ganz und gar harmonisch worden sind; da es denn wohl möglich ist, ein Solo von andern Instrumenten, welches die Gränzen des Instruments nicht übersteiget, und wenn keine Sätze darinnen vorkommen, welche der Hand zuwider sind, wegzuspielen. Dieses wird verhoffentlich genug gesagt seyn, um zu zeigen, daß bey dem System der sechs Linien und der Lautentabulatur nichts überflüssiges und ungereimtes vorkomme, welches nicht seinen zureichenden Grund in der mechanischen Einrichtung des Instruments haben sollte. Da nemlich nichts ohne zureichenden Grunde seyn kann; kein Grund aber nicht zureichend ist, wenn er nicht aus dem Wesen einer Sache fließt; das Wesen einer Sache aber seine Einrichtung ist; und aus der Einrichtung die Nothwendigkeit entstehet; so wird auch die Lautentabulatur nothwendig bleiben müssen.

Was die Theorbe anlanget, der einige das System der 6 Linien bezumessen pflegen, und velleicht dafür halten, daß Laute und Theorbe einerley sind; so ist zu merken, daß solche Instrumente

mente sehr von einander unterschieden sind. Denn auf der Laute ist eine Gesangsaite nöthig; auf der Theorbe aber, die eine Terzie tiefer, von der ersten Saite angerechnet, anfängt, und wo der Bass eine oder auch zwey Saiten mehr hat, fällt die Gesangsaite gänzlich weg: weil sie wegen der Länge nicht halten will. Auf der Laute werden Melodien gemacht; die Theorbe aber ist nur zum Accompagnement erfunden; bey der Laute bleibt das System der 6 Linien stehen, und ist nöthig; bey der Theorbe aber nicht, und hat man das System der 5 Linien mit ordentlichen Noten beliebt, weil es zum Generalbass am tauglichsten befunden worden. Gesezt nun, aber nicht zugegeben, man wollte zur Theorbe das sechslinigte System erwehlen, und alle und jede Noten des Generalbasses mit ihren Signaturen in Tabulatur setzen, der würde mehr Schwierigkeit, Mühe und Arbeit finden, als Hercules sonst bey allen seinen Arbeiten, nicht gehabt.





## III.

## Herrn Barons zufällige Gedanken über verschiedene musikalische Materien.

**E**in Capellmeister hat den Nahmen von der Kirchenmusik empfangen, und ist eigentlich über die Sängere gesezt: weil bereits von uralten Zeiten her in Tempeln, und nachgehends in den Kirchen der Christen, Gott zu Ehren viel gesungen worden. Nachdem aber nach Constantin des Grossen Zeiten, grosse Herren an ihre Schlösser auch Kirchen gebauet, welche noch heut zu Tage Capellen genennet werden, um dem Gottesdienst desto bequemer beywohnen zu können, auch darinnen noch bis auf heutigen Tag der Gottesdienst mit Vocal- und Instrumentalmusik angefangen und beschlossen wird, so wird ein solcher Mann von der Capelle, worinnen er seine Kirchenmusik aufführet, ein Capellmeister genennet. In den urältesten Zeiten aber, als König Salomon den prächtigen Tempelbau zu Jerusalem zu Ende gebracht; und darinnen sowohl Vocal- als Instrumentalmusik eingeführet hatte, so wurde ein solcher Mann, wie es Luther gar schön

schön

Schon übersezt, der Gesangmeister genennet \*. Dieser Gesangmeister nun war Chenanja, welcher 4000 Lobfänger mit Saitenspiel \*\* unter seiner Absicht gehabt. Darunter waren 288 rechte Hauptsänger und Meister in der Singekunst \*\*\*, wovon Heman, Assaph und Ethan die berühmtesten waren, \*\*\*\* und erhellet zugleich, daß besonders Heman und Jolithun sich auch auf die damalige Instrumentalmusik verstanden \*\*\*\*\*. Daß damals die goldne Zeit, die nimmermehr wieder kommen wird, für die Musik gewesen, ist mehr als zu gewiß, weil das Silber geringe geachtet und nur lauter Gold im Schwange gieng \*\*\*\*\*. Ob man sich gleich keinen richtigen Begriff, wegen der gar zu weit entfernten Zeiten, von der alten jüdischen Musik machen kann; so ist doch zu vermuthen, daß sie eine Harmonie gehabt haben. Wie sie aber dieselbe angewendet, und wie ihre Kirchenstücke oder Gesänge beschaffen gewesen, ist eine andre Frage, und wird wohl in Ewigkeit nicht aufgelöset und ausgemacht werden. Die Harmonie liegt in  
der

\* 1 Buch der Chronica 16. v. 22. und 27.

\*\* 1 Buch der Chron. 24. v. 5.

\*\*\* 1 Buch der Chron. 26. v. 7.

\*\*\*\* 1 Buch der Chron. 16. v. 19.

\*\*\*\*\* 1 Buch der Chron. 17. v. 42.

\*\*\*\*\* 2 Buch der Chronic. 9. v. 20.

der Natur, ja in allen harten und klingenden Körpern, auch in der menschlichen Kehle, ohne daß man nöthig hat, auf die Schmiedeknechte des Pythagoras, und auf die Stimmen der Vögel Acht zu haben: zumahlen leicht könnte erwiesen werden, daß der König Salomon und sein Obercapellmeister Chenanja eher in der Welt gewesen, als Pythagoras; auch sich noch höher hinauf vermuthen läßt, daß Jubal seine Instrumente nicht für die lange Weile erfunden; haben sie nun Töne gehabt, so hat man auch leicht eine Harmonie formiren können.

Vor 95 Jahren, nemlich 1661 hielte zu Wittenberg den 17 Julii ein gewisser Johann George Sauer von Allerheim in Schwaben unter dem Vorsiß des Magister Johann Wolfgang Kentsch, eine Disputation von der Musik, darinnen er im Eingange meldet, daß ben Entdeckung der neuen Welt oder America die Spanier ein besonder Thier gefunden hätten, welches sie wegen seiner Langsamkeit *Pigritiam* genennet, weil es, ehe es 50 Schritte fortkriechen kann, einen ganzen Tag darzu nöthig hätte. Es soll sich gern auf den Gipfeln der Bäume aufhalten, und niemand weiß, wovon es lebet. Ehe es auf einen Baum kommen kann, soll es 2 Tage Zeit haben, und wenn es herunter will, eben so viel Tage. Was aber besonders von ihm verdient angemerkt zu werden, ist, daß es nach der alten Musikleiter 6 Tone in die Höhe steiget, und vom 6ten Tone,

wo es aufgehöret, wieder niedersteiget, als zum  
 Beyspiel: Ut, re, mi, fa, sol, la. La, sol, fa,  
 mi, re, ut, doch mit diesem Unterschiede, daß es  
 jeden Ton klar und deutlich, entweder mit der  
 Syllbe ha, oder haut ausspricht. Wer will  
 also diesem Thier die Anfangsgründe der Musik  
 absprechen?

Der sonst in der griechischen Sprache sehr ge-  
 lehrte Professor Meibom hätte die ganz abgestor-  
 bene Musik der Alten, welche er wegen ihrer  
 Kraft, Nachdruck und Wirkung, gegen die Kö-  
 nigin von Schweden Christina sehr rühmte, gern  
 wieder lebendig gemacht, wenn es hätte angehen  
 wollen. Er bildete sich ein, weil er eine Samm-  
 lung hinterbliebener Schriften der griechischen  
 Musikkünstler herausgegeben, er könne solches  
 gar leicht bewerkstelligen. Zu dem Ende ließ  
 er alle alte Arten von Instrumenten verfertigen;  
 das Concert wurde zu Stockholm auf der Biblio-  
 thek in Gegenwart der Königin angestellet; er  
 selbst sange mit einer schlechten Stimme darzu, wie  
 lief es aber ab? Ein einziger Taktschlag von ihm  
 auf den Backen des Lieblings der Königin, der doch  
 mit Recht darüber zu spotten Ursach hatte, machte  
 der alten eißgrauen Musik ein Ende, wie solches  
 in dieser Königin Leben zu lesen ist. Genug  
 wir finden an dem Chenanja den ersten Capell-  
 ja Obercapellmeister; denn höher hinauf kann  
 man nicht kommen. Meines Thuns ist hier  
 gar nicht, eine Historie von berühmten Capellmei-

stern zu schreiben, welches nicht unmöglich wäre, wenn es Zeit und Umstände zuließen; ich will nur, so es mir erlaubt, die erforderliche Naturgaben eines Capellmeisters

- 1) in Ansehung seines Verstandes und
- 2) in Ansehung seines Willens

in Betrachtung ziehen, weil alles bey einer wohl eingerichteten Capelle auf einen solchen Mann ankommt.

(a)

### Von den Naturgaben eines Capellmeisters überhaupt.

• Anfänglich wenn wir das erstemahl die Welt erblicken, wissen wir noch nicht, worzu uns der Himmel bestimmt hat. Die ersten Jahre der zarten Kindheit bringen wir in verworrener und dunkeler Dummheit hin, bis endlich mit dem Leibe die Seele, und folglich der Verstand wächst, auch von Tag zu Tage stärker wird: bis wir endlich zu wählen anfangen, welche Lebensart wir ergreifen wollen. Hier äussert sich nun das Vermögen unsrer Seele durch die Lust zu einer gewissen Lebensart, durch die man am meisten gerührt wird, und erlangen wir auch durch viele Mühe eine Erkänntniß darinnen, der menschlichen Gesellschaft nützlich zu seyn. Wer

erkent

erkennet nicht die Mühseligkeiten dieses Lebens? Und keiner läugnet die Kraft und Wirkung der Musik auf unsre Seele, die Mühseligkeiten zu versüßen, womit es umgeben ist. Darum hat die ewige Vorsehung allerley Geister erschaffen, die in der menschlichen Gesellschaft das nützliche und angenehme auch befördern sollen. Weil nun aber die Person eines rechtschaffenen Capellmeisters die Hauptperson bey einer wohl angeordneten Musik ist; so habe ich mir vorgenommen, dessen Naturgaben in Ansehung des Verstandes und Willens, ein wenig zu beleuchten. Ich setze demnach zum voraus, daß alles, was wir lernen, durch die Nachahmung geschieht. Wer nachahmen will, muß von Jugend auf einen gesunden Verstand und gesunde Sinnen haben. Zu einem gesunden Verstande gehören deutliche Begriffe und deren Unterschied. Gesunde Sinnen nenne ich, wenn keine innerliche Hindernisse vorhanden sind, den feinen Empfindungen des Auges und des Ohres zu widerstehen. Die Einbildungskraft mit dem Gedächtniß verknüpft, muß gleichsam groß und weit seyn, damit nicht allein die reine Harmonie mit ihren 24 Tonarten, sondern auch alles, was zum guten Geschmack und musikalischer Schönheit erfordert wird, sich darinne wohl vorstellen, und auch beständig verwahren könne. Der Witz dient ihm zur Erfindung; die Beurtheilungskraft, die Ordnung in der Ausführung in Acht zu nehmen: damit die Symmetrie der Sätze und Gänge, welche

als Theile sich gegen das Ganze verhalten müssen, in richtiger Verhältniß herauskommen, um das Wahre und Schöne zu befördern.

Sind nun die Erfindungen ausnehmend; ist die Ordnung der Melodie nach ihren Abschnitten, Sätzen und Gängen wohl in Acht genommen; ja, sind die Mittelstimmen, und das Fundament richtig; wer will zweifeln, daß dieses nicht eine schöne Musik sey? Ob nun wohl was eben gesagt, ohnstreitig wahr ist, und auch andern braven Musikkünstlern zukommt; so merkt man doch an, daß alle und jede Melodien sich für einen einzigen Menschen nicht schicken, wenn sie auch schon nach den Regeln der Kunst vollkommen ausgearbeitet sind: jedoch aber wenn ein Capellmeister nur wahren Kennern gefällt, so hat er das Seinige gethan. Die menschliche Erkenntniß ist erstlich bey den meisten sehr eingeschränkt; die wenigsten werden darinnen erzogen, wie bey den Griechen, da die Musik zur Weltweisheit gehörte; diese auf einmahl zu erlangen ist unmöglich; ein jeder will doch gern von Sachen urtheilen, die er nicht gelernet hat: alle solche Leute kann und muß ein Capellmeister mit Gelassenheit ansehen, und mit der menschlichen Schwachheit Gedult haben. Von dem Geschmack läßt sich nicht disputiren. Mancher liebt das Wiehern eines Pferdes über alles; mancher vergnüget sich über die massen, wenn er im Sommer die Frösche die vortreflichsten Triller in den Teichen und Sümpfen schlagen höret.

höret. Petrarcha merket in seinem Tract. de remedio contra vnam siue alteram fortunam an, daß ein Mann alle Nachtigallen mit Steinwerfen verjaget, um die Frösche recht coaren zu hören. König Ludewig XI. in Frankreich hatte ein sonderbar Vergnügen an einer Saumusik, welche der Herr Bouchet in seinen Annales d'Aquitaine S. 164. beschreibet. Denn er befohl dem Abt de Baigne einem Mann von vielem Verstand und Erfinder allerhand Neuigkeiten, ein solch Instrument nach dem Alter der Ferkel und Schweine zu erfinden, welches er auch that, und den König vergnügte. Auch ist nicht aus der Acht zu lassen, daß sowohl besondere Töne, als auch ein jedes Instrument an und vor sich selbst betrachtet, bisweilen seltene Wirkungen hervorbringe.

Der gelehrte Engelländer Boyle erzehlet von einem seiner Landsleute, daß er das Wasser nicht habe halten können, wenn er eine gewisse Art von musikalischen Instrumenten gehöret; nur ist Schade, daß er das Instrument, welches solche posierliche Wirkung hervorgebracht, nicht genennet hat. Zur Aufmunterung der Geister kommt es viel darauf an, daß einem Lande die Sonne näher sey als dem andern, und nachdem dieselbe nahe oder weit entfernet ist, so werden auch die Geister zu Künsten und Wissenschaften gerathen. Man darf nicht denken, als wenn dieses wohlthätige Gestirne sein himmlisches Feuer bloß darzu ver-

schwendete, den Blumen den Geruch und den Früchten den Geschmack zu geben. Es ist eine ausgemachte Sache, daß die Werkzeuge der Sinnen an manchem Orte weit zärtlicher und feiner ausgearbeitet werden, je näher ihnen das himmlische Feuer ist. In Italien hat ein Bauer ein vortrefliches Ohr; in Venedig billigen und beurtheilen die Gondelfahrer das Schöne von einer Oper, und geben ihr den Werth; je weiter man aber gegen den kalten Nordpohl kommt, je schlechtere Geister wird man daselbst antreffen, derowegen jener Poete nicht Unrecht hat, wenn er also singet:

Dort aber, wo das Land zum weissen Pol sich  
senkt,  
Spürt Mensch und Vieh und Baum, daß ihn  
der Himmel kränkt.  
Der Witz erkaltet hier, die Leidenschaft wird  
träge,  
Das Blut schleicht matt dahin durch die ge-  
wohnten Wege,  
Der Frost schreckt rauhes Wild; und leer vom  
edlen Erzt,  
Wird nur mit Stahl und Bley der Berge  
Schacht geschwärzt.

Es haben die alten Griechen nicht für die lange Weile so viel Besens von dem Apollo gemacht; vielweniger würden sie ihm Tempel und Altäre gewenhet haben, wenn sie sich solches nicht überredet hätten; die alten Perser und ihre  
Magi

Magi würden der Sonne oder dem Dromazes gewiß nicht göttliche Ehre angethan haben, wenn sie die guten Wirkungen nicht davon empfunden hätten. Meine Meynung ist gar nicht der Sonne besondere Wirkungen, in das Wesen des Geistes zuzuschreiben; sondern ich halte nur dafür, daß in temperirten Ländern, man eher Leute finden wird, die sich wegen ihrer Munterkeit zur Musik und Poesie und andern schönen Künsten schicken, als in solchen Ländern, wo die Natur den Menschen fast alle Annehmlichkeiten versaget, und ihnen weiter nichts als eine rauhe, grobe und nothwendige Kost übrig gelassen. Wer will den Persianern und andern Morgenländischen Völkern die Gabe und Lust zur Musik und Poesie absprechen? Davon zeugen ja ihre eigene Scribenten und unsere Europäer selbst; Wer will den Türken die Gabe und Liebe zur Musik absprechen? Wenn diese Nationen der Aberglaube und der Alcoran nicht daran hinderte. Solimann der Grosse erlustigte sich oftmahl mit Vocal- und Instrumentalmusik. Seine Musici hatten die kostbaresten Instrumente von der Welt. Gold und Edelgesteine wurden dabey nicht gespart; aber eine einzige türkische Heilige und Prophetin erstickte seine Lust auf einmahl wieder: weil sie wegen seiner Neigung zur Musik ihm die ewige Höllepein verkündigte, und weil sein Aberglaube grösser war als alle seine Thaten, so ließ er die kostbaren Instrumente verbrennen,

wie solches im IV. Briefe de legatione Turcica Busbequii S. 221 - 222. weiter nachzulesen. Es ist nicht zu läugnen, daß nicht aller und jeder menschlicher Verstand, wenn er anders gesund, nicht könne geläutert, gereiniget und erweitert werden; Die Musik und Poesie aber erfordern ein besonders Naturell, und kann viel eher ein grosser Herr alle Bürden, an wen er will, austheilen, als einem die Gabe zur Musik und Poesie geben. Ein jeder wird nunmehr leicht begreifen, was ich mit den Wirkungen der Sonne und deren Einfluß in die untre Welt sagen will, und wird man mir leicht Recht geben, daß es weder in Lappland, Island, noch Grönland, noch Nova Zembla jemahls gute Componisten und Poeten gegeben. Ob ich nun gleich diesen Satz von dem musikalischen Naturell weiter hinaus führen könnte, wenn ich die vielerley Länder in unserm Europa in nähere Betrachtung und Untersuchung ziehen wollte, so will ich es doch hierbey bewenden lassen, dabey aber noch diese Anmerkung machen: das die allzugrosse Sonnenhitze die zartesten Theile unsers Körpers allzusehr ausdehne, und folglich die Werkzeuge, wodurch die Seele wirken muß, zum Nachdenken fast ganz untüchtig mache.

(β)

Von den Pflichten eines Capellmeisters  
in Ansehung des Verstandes und  
Willens besonders.

In dem ersten Buch der Chronica 16. v. 22. wird der Leviten Obrister, Gesang- und Capellmeister des größten und allerglücklichsten Königes Salomons, mit Nahmen Chenanja ein verständiger Mann genennet. Dieses Wort hat einen überaus grossen Umfang, wenn alle Vollkommenheiten, der der menschliche Verstand nur fähig seyn mag, dabey in Betrachtung gezogen werden, welches aber niemahls eines einzelnen Menschen Werk gewesen ist.

Man kan gar leicht sagen, daß Verstandhaben, so viel heisse, als ein Vermögen alle mögliche Dinge in der Welt sich deutlich vorzustellen, damit ist aber noch gar wenig ausgerichtet; und erstreckt sich diese Beschreibung nicht sowohl auf gelehrte und erfahrene Leute, als auch auf ungelehrte und einfältige, obgleich diese Beschreibung überhaupt von allen Sachen, die unsre Sinnen erreichen können, richtig ist.

Die Franzosen haben eine eigene Redensart, wenn sie einen beschreiben wollen, der Verstand hat, so sagen sie: il a de l'Esprit, welche Redensart zwar gemein, der Sache aber, wovon hier die Rede, noch kein Genüge thut. Der grundge-

lehrte Engelländer Herr Locke hat in seinem vor-  
 trefflichen Traktat vom menschlichen Verstande  
 folgende Beschreibung davon gemacht, nem-  
 lich, daß das, was die Franzosen Esprit nen-  
 nen, die Ideen hurtig zusammen füge, annehm-  
 lich verändere, wo er eine Aehnlichkeit antrifft,  
 und das Verhältniß der einen gegen die andere  
 merkt, um dem Verstande schöne Abbildungen  
 vorzustellen, welche auf eine lustige Art die Ein-  
 bildungskraft rühren und kitzeln. Diese Kraft  
 des Verstandes, wenn sie recht gebraucht, und  
 von der Beurtheilungskraft im Zaum gehalten  
 wird, hat ihren grossen Nutzen bey Erfindungen  
 in Künsten und Wissenschaften, wie auch in mensch-  
 licher Gesellschaft, durch einen sinnreichen Scherz  
 und Einfälle dieselbe angenehm zu machen, und  
 nennet man diese Kraft Witz, welchen weder  
 Musikkünstler noch grosse Poeten entbehren kön-  
 nen. Wird der Witz aber gemißbraucht, und  
 nimmt im menschlichen Verstande die Oberhand,  
 so werden dadurch die vortrefflichsten Windma-  
 cher und Betrüger gebildet. Ich lasse einen  
 jeden urtheilen, ob die menschliche Gesellschaft  
 einen wahren Nutzen von solchen Leuten zugewar-  
 ten habe; diese Art des Verstandes wird insge-  
 mein bey muntern jungen Leuten, die ihre Zeit  
 in Frauenzimmergesellschaft zubringen, gefun-  
 den; und wenn sie so glücklich sind, tugend-  
 haftes, sinn- und geistreiches Frauenzimmer  
 in Gesellschaft zu finden; so haben sie den  
 Nutzen davon, daß der allzuresche rohe und  
 aus-

ausschweifende Wiß besonders, wenn sie ein wenig Ehre und Schamhaftigkeit besitzen, nicht allein verbessert, sondern so gar wie ein Diamant geschliffen und ins feine gebracht wird, um seine glänzende Strahlen desto klarer von sich zu werfen. Man wird mir leicht diese Ausschweifung verzeihen, wenn man erwogen wird, daß das Wort: **Verständiger Mann** daran schuld sey, und daß die Franzosen, wenn sie einen gescheuten Mann beschreiben wollen, ohne Unterschied sagen: *il a de l'Esprit*, welches sich auch zu meinem Vorhaben nicht schickt. Um nun ein verständiger Mann zu werden, ist es nicht übel gethan, sich nebst den Sprachen, von Jugend auf in der Weltweißheit zu üben, damit man Sachen kennen lerne, die vorher unbekannt waren, und erfahre, was richtig denken, richtig schliessen heißt, damit die Nebel und Dünste der Vorurtheile verschwinden, und die Sonne Platz nehmen möge. Ich habe oft in mir selbst nachgedacht, weil man doch Leute findet, welche die gar zu natürliche Vernunft über alles erheben, ob es möglich sey, in diesem vergänglichem Leben lediglich damit auszukommen? Ich habe aber nicht finden können, daß solches angehe. Warum? weil sie zu schwach ist. Dergleichen Leute haben insgemein in ihrer Jugend nichts gelernet, ob sie schon ohn Unterlaß Vernunft schreien, und trift man solches am meisten unter den selbst aufwachsenden Leuten an, welche keinen Grund in höchst nöthigen Sachen jemahls geleet, und sich doch eben für so verständig halten,

ten,

ten, als die gelehrtesten, zumahlen wenn sie ein französisches Büchelchen gelesen. Man wird gemeiniglich wahrnehmen, daß die grossen Vernunftschreier, wie aus dem vorhergehenden erhellet, eine übertriebene Selbstliebe haben, und zu sich selbst sagen: Uror amore mei, flammam moueoque, feroque und gern leiden, daß man ihnen schmeichle, weil sie die Wahrheit auf das bitterste hassen. Bisweilen mißbrauchen auch grosse Gelehrte die Vernunft.

Was haben denn nun sowohl die sinnreichen Engelländer als Franzosen mit ihren Schriften, die das übrige alles beyseite gesetzt, der Vernunft lediglich den Zügel schiessen lassen, ausgerichtet? Nichts anders, als daß sie die Welt verdorben, und nach dem Tode sündigen. Von dieser Sorte war der Englische Graf von Rochester, der 1681 starb. Wie lief es auf die letzte mit ihm ab? Als er lange mit seinem bisgen Vernunft gekünstelt, und nichts tröstliches gefunden, so mußte auf einmahl der Bischof Burnet kommen, der ihm endlich aus dem Traume half, und den Staar schnitt. Für solche Leute, die ihre Vernunft mißbrauchen, schickt sich die Grabschrift des römischen Ritters M. Postumii am allerbesten, die in Arragonien noch stehen soll: Quo vadam nescio, inuitus morior, valete Posthumi. Wie kommt man aber endlich zurechte? Wenn die freche oder auch allzu gekünstelte Vernunft nicht hinlänglich ist, so nimmt man zuletzt seine Zuflucht zur Religion; zu welcher denn? zur Christlichen, welche

welche den Menschen zur Erkänntniß seiner selbst führet, ohne welche er keinen andern Menschen beurtheilen kann. Diese allein führt zur wahren Vernunft, weil aus ihren Sätzen nichts anders als Gutes und Zufriedenheit fließet. Ich könnte hier gar viel von den Vorzügen der christlichen Religion vor allen andern handeln, wenn es sich für eine musikalische Abhandlung schickte; genug, daß sie einen ganz andern Menschen bildet, als die Lehren aller heidnischen Weltweisen. Ihre Wirkungen sind unvergleichlich. Ein solcher verwandelt sich so gleich von der Wahrheit überzeugt, in einen neuen Menschen, daß er wird, wie der Poete schreibt:

Justitiae custos, rigidi servator honesti

In commune bonus - - - - -

Wenn nun zu solchen herrlichen Eigenschaften eines Capellmeisters noch die Klugheit zu leben kommt, daß er einem jeden nach seinem Verdienst zu begegnen weiß; wenn er die Ehre seiner Nebenmusikkünstler aufs genaueste in Acht nimmt, keinen verkleinert, und dadurch seiner eigenen Ehre einen Glanz giebt; wenn er nicht eigennützig ist; wenn er Liebe übet; redlich und rechtschaffen, auch freundlich im Umgange sich bezeiget; wer will läugnen, daß so ein Capellmeister nebst der Gelehrsamkeit in der Musik nicht ein verständiger Mann sey? Ist er nun ein verständiger Mann, so wird er leicht einsehen, daß alle diejenigen, die unter seiner Aufsicht stehen, sein Glück wirklich befördern: weil er ohne andrer Leute Zuthun,

thun, gar nichts aufführen und ausrichten kann. Man schreibe die schönsten Gedanken aufs Papier, und stelle es nachdem auf einen Bücherschrank, wird es von sich selber klingen? nein! es ist unmöglich, andere müssen die Schönheit seiner Gedanken zur Ausübung bringen. Ein Capellmeister hat zweyerley Leute unter seiner Aufsicht, nemlich Sänger und Instrumentisten. Was die Sänger anlanget, so werden solche aus Italien geholet, weil es daselbst die besten giebt, und nicht leicht aus dem Lande gehen, wenn sie nicht schwer bezahlet werden, weshalb sie ein gewisser Schriftsteller die kostbarhesten Canarienvögel nennet. Man ziehe in Italien die vielen Schaubühnen in Betracht, so wird man sehen, daß es viel für sie zu thun giebt; man sehe die vielen Kirchen nur in der einzigen Stadt Meyland, und die reichen Stiftungen zur Bezahlung der Musik an, so können solche Leute gar ehrlich und reichlich leben; nur ist zu bedauern, daß ihre Eifersucht gegen einander bisweilen zu weit gehet. Cäsar und Pompejus haben in der Römischen Republik nicht so viel Unheil angerichtet, als die zwey berühmte Sangerinnen in Engelland Faustina und Cuzzoni, weil eine jede die beste seyn wollte. Zu Parma auf dem Belagerungslager des Herzogs gieng es noch wunderlicher her. Man verschrieb die besten Sänger aus ganz Italien. Als es zur Probe kam, wollte ein jeder singen, was ihm gefiele, ohne sich an die Vorstellungen des Oberaufsehers zu kehren: bis endlich

ein

ein groß Gezänke und Capaunengefechte daraus entstand. Hier ist nur die Frage, wie sich ein kluger Capellmeister hierbey aufführen solle? Antwort: Er muß sie eifern lassen so viel sie wollen, und nur des glimpflichste allezeit das beste reden, und sich ja hüten, einem vor dem andern öffentlich den Vorzug geben, sonst bringt er sie durch ein einziges Wort bald in Unordnung. Was hilft die übertriebene Critik? zu nichts anderm, als gute Leute verdrießlich zu machen, wenn auch schon ein solcher Kunstrichter so gelehrt wäre, daß er Graß wachsen hörte.

Bishero habe ich nur überhaupt von den Italiänischen Sängern, die man Castraten nennet, gehandelt, nun aber wird es Zeit seyn etwas von ihrem Ursprunge zu melden. In den mittlern Zeiten unter der Regierung des Kayfers Severi war sein Günstling Plautinus so hoch gestiegen, und so unverschämt, daß er das römische Volk ganz und gar unter die Füße trat. Der alte Kayser war ihm vergestalt gewogen, daß er ihn thun und machen liesse, was er wollte. Er im Gegentheil konnte die Schwäche seines Herrn sich allzumohl zu nuße machen, daß er so gar die Kühnheit hatte, seine Tochter Plautilla mit dem Kayserlichen Prinzen Caracalla zu vermählen, welches auch geschah, nachdem der Kayser aus dem Morgenlande, allwo er über die Parther gesieget, wieder zurück kam, da denn das Beylager wirklich vor sich gieng. Die Lustbarkeiten  
daure

daureten viel Tage in gröster Pracht. Der römische Rath wurde herrlich tractirt; die wilden Thiere mussten kämpfen, und ihr Blut den Neuvermählten zu Ehren vergiessen. Als nun dieses grosse Fest geendiget war, so legte er auch den Neuvermählten zum Vergnügen, eine Kammermusik an. Um nun solchen Anschlag auszuführen, ließ er die schönsten Knaben aus den besten und ehrlichsten Familien in Rom auffuchen, und verschonte so gar der verheyratheten Personen nicht, um sie durch einen Schnitt zum Gesange tüchtig zu machen, wie Herodianus im 3 Buch im 35 Kapitel und Dio im 76 Buch solches berichten. Und weil man wahrgenommen, daß die Stimme durch solchen Schnitt sich beständig erhält, so hat man in Italien fortgefahren, auf solche Art Sänger zu machen, die man nun fast an allen Höfen grosser Herren, wo nur Musik ist, antrifft.

Nun fragt es sich, ob die Singestimme vor den Instrumenten die größte Vollkommenheit und Vorzug habe? Hierbey kan man nicht schlechterdings ja und auch nicht nein sagen, man muß eine jede Art insbesondere betrachten. Man nehme die schönste Menschenstimme, die nur zu finden ist, man lasse sie allein hervor treten, so wird ein jeder eingestehen müssen, daß man dabey schreiben könne, was jener über eine Nachtigall schrieb: Vox est praeterea que nihil, wenn sie aber durch vollstimmige oder gleich singende Instru-

strumente getragen und begleitet wird, alsdenn kommt das schöne, prächtige, angenehme und rührende erst hervor getreten.

Man kann hierbey nicht besser thun, als wenn man jeder Sache Gerechtigkeit widerfahren läßt, und in Erwägung ziehet, was es mit den Instrumenten, die wegen ihres Baues und weitem Umfanges zu künstlichen Melodien aufgelegt sind, für eine Bewandniß habe. Keine Singstimme ist vermögend mit so grosser Fertigkeit so viel künstliches Springwerk herauszubringen, weil darzu bald die Höhe bald die Tiefe mangeln wird; Was aber die Oboe anlanget, so kommt sie der Singstimme am nächsten. Ja was noch mehr, ein jedes Instrument ist allezeit geschickt, die Singstimme nachzuahmen; die Singstimme aber niemahls die Instrumente. Was nun die vollstimmigen Instrumente anlanget, die vermöge ihrer Bauart die ganze völlige Harmonie in ihren Gränzen besitzen, die können so viel tausend Veränderungen ohne Sänger daher machen; der Sänger aber kann ihrer niemahls entbehren: zugeschweigen, daß es weit mehr Mühe koste, ein Instrument in seine Gewalt zu bekommen, als eine einzelne Singstimme zu üben, die dem Sänger schon angebohren ist.

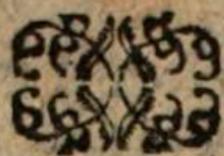
Hierbey muß noch in Betrachtung gezogen werden, daß die wenigsten Sänger so musikalisch sind, daß sie etwas erfinden und aufsetzen können.

### 144 III. Hrn. Barons zufällige Gedank.

Ich lasse einen jeden in seinem Werthe, und sage nur so viel, daß es nicht wohlgethan sey, wenn man glaubt, daß sie alleine Meister sind, da es doch hierbey eben so zugehet, wie im Himmel, daß gleichwie daselbst der Mond sein Licht von der Sonne borgen muß; also auch ein Sänger genöthiget ist, seinen meisten Glanz von den Instrumenten herzunehmen; genug daß ich gewiesen, daß zu einem rechtschaffenen Instrumentisten ein grösser Maaß der Vollkommenheit erfordert wird, als zu einem Sänger.

Ob es nun wohl von langer Zeit her an grosser Herren Höfen im Gebrauch gewesen, sie im Besitze allen andern vorzuziehen; so darf dennoch jemanden dieses gar nicht fremde vorkommen, wenn er erwäget, daß es Ausländer sind, und daß ausländische Waaren allezeit theurer bezahlet werden, als die einheimischen. Es käme darauf an, zu wissen, ob, wenn es Deutsche wären, man ihnen mit gleicher Höflichkeit begegnen würde.

So viel ist es, was ich von den Eigenschaften eines verständigen Capellmeisters und von den damit verknüpften Materien sagen wollen. Letzlich wünsche ich noch einem jeden rechtschaffenen Capellmeister alles vollkommene Wohlergehen.



## IV.

Fortsetzung der Gedanken von  
der Musik.

(Siehe den I. Band 6. St. IX. Art.)

**D**hnerachtet der Hitze, womit der Streit fortgesetzt wird, und ohnerachtet der Schwierigkeit, einer von beyden Parteyen, den Siegeskranz zuzusprechen, stehet es bey uns, einen vernünftigen Mittelweg zu erwählen, welcher darinn bestehet, daß wir es mit keiner Nation und mit keinem Meister insbesondere halten, sondern aus der Einführung dieser schönen Kunst, aus der allgemeinen Gewohnheit aller Völker, und aus dem Nutzen der Gesellschaft, ihren wahren Gebrauch bestimmen.

Sollte man nicht sagen, wenn man den Ursprung der Musik wisse, so wisse man auch ihre Bestimmung, und wahre Beschaffenheit? Wozu sie dienen könne und solle, das ist bis auf den heutigen Tag niemahls verborgen gewesen. In dem allerentfernesten Alterthume, sehen wir die Gesänge schon mit den gottesdienstlichen Versammlungen vereiniget, ingleichen mit der Stiftung eines Verbündnisses zweyer Völker, mit Begehung wichtiger Begebenheiten, und mit dem

## 146 IV. Fortsetzung der Gedanken

dem Gedächtnisse verdienter Männer. Daher kamen die Gesänge, die Lieder, und die feyerlichen Formeln. Alles dieses findet sich in dem heiligen und weltlichen Alterthume, in den alten Gebräuchen, und in den neuen. Was man gerne im Gedächtnisse behalten wollte, das brachte man in Lieder. Durch das Singen wurde es fest eingepräget. Die Dichtkunst bahnete den Weg zum Gesange, indem sie die Worte aussuchte, der Rede durch das Sylbenmaaß eine Anmuth beylegte, und sie mit reizenden Abbildungen ausschmückte. Die Sprachen änderten sich allmählig, aber die alten Gesänge blieben wie sie waren, man vergriffe sich eben so wenig daran, als an einem alten Gedächtnismahle; nur wenn die Redensarten oder Bilder unverständlich wurden, erneuerte man sie beyderseits, oder man erklärte sie, ohne sie gänzlich abzuschaffen.

Die Gesänge des ehemahligen auserwählten Volkes, sind jedermann bekannt, und man weiß, was Ursache dazu gab. Die übrigen Völker, auch die allerabergläubischten und wildesten, bedieneten sich des Gesanges seiner ersten Einsetzung gemäß, die Gottheit zu loben oder anzurufen, den Inhalt eines Vertrages oder Gesetzes fortzupflanzen, und sich durch Erzählung berühmter Thaten, zu einer löblichen Nachfolge aufzumuntern. Die öffentlichen Lehren wurden allezeit singend vorgetragen. Das Singen diente den Stand der Gestirne, und die einfallenden Festtage zu verkündigen, öfters auch die Meynungen der Welt.

Weltweisen. Mehrentheils suchte man die Unterweisungen durch Hülfe des Gesanges angenehmer zu machen, und fester einzuprägen. Die heilige Schrift, Homerus, Virgilius, Livius, und die sämtlichen Chöre der alten Trauerspiele, sind meine Zeugen in diesem Stücke. Bey den Lateinern, welche bey weitem keine so alte Denkmahle haben, als die Morgenländer, heisset Pangere nicht nur singen, sondern auch einen Vergleich schliessen, einen Frieden machen, oder sich zu etwas verbinden, es sey nun gegen seines gleichen, oder gegen Gott. Allein die Gewohnheit die Thaten falscher Götter zu besingen, über welche die Affecten ungezähmter herrscheten, als über die ruchlosesten Bösewichter, gab allgemach allen Begriffen der Tugend den Abschied. Seit dieser Zeit fährt die Musik sowohl als die Mahleren fort, dasjenige, was sie vorstellen, sehr lebhaftig einzuprägen: Ja es werden keine Unterweisungen begieriger angenommen. Nur ist zu bedauern, daß sie, unsere Tempel ausgenommen, als wo selbst sie ihrer ersten Einsetzung gemäs angewendet werden, anderswo gar öfters ungerechte Lüste, unordentliche Begierden, schimpfliche Schwachheiten, und viele andere Dinge dem Gemütthe einprägen, woraus grosses Unheil für den Staat überhaupt, und für die Personen seiner Mitglieder insbesondere erwächst. Wer die Venus oder eine andere Gottheit von gleich unordentlicher Lebensart besinget, der suchet ohne Zweifel Liebhaber oder Nachfolger zu bekommen. Was

## 148 IV. Fortsetzung der Gedanken

für Nutzen stiftet nun sein Gesang? Er vergiftet die Herzen vielmehr.

Alles Vergnügen, dessen wir theilhaftig werden können, ist aus einer weisen Absicht da; es locket uns, die vorgeschriebene Ordnung zu beobachten, und dadurch eine Glückseligkeit zu erhalten, welche jedem insbesondere vortheilhaftig fällt, ohne daß er der Gesellschaft im geringsten schadet, indem er den Nutzen derselbigen eben so werth achtet als seinen eigenen. Sobald man die Absicht des Schöpfers von dem Vergnügen trennet, welches uns anreizen sollte, jener gemäß zu leben, sobald verfället man in Unordnung. Ein Vergnügen bloß deswegen anbieten, weil es ein Vergnügen ist, das heißet verkehrt handeln: Deutlicher zu reden, ist es schändlich.

Ueber wie manchen Künstler wird mit diesem Worte das Urtheil ausgesprochen! Man muß vorhero der Schande das Wort sprechen, ehe man die Ergötzlichkeiten loben kann, welche uns auf eine andere Bahn leiten, als die Absicht der Natur und das Wohl der Gesellschaft zu betreten erfordert. Wir wollen sie alle nach der Reihe betrachten: Es ist keine einzige, die nicht nach einer vortreflichen Absicht eingerichtet wäre. Die Religion verlanget sie nicht abzuschaffen; sondern nur in ihrer Ordnung zu erhalten, indem sie ihre wahre Absicht benbehalten will. Nur die böse Lust, oder ein Aberwitz, der sich unter dem schönen Nahmen der Weltweisheit zu verbergen

Bergen suchet, will die Ergötzungen von ihrem Endzwecke trennen. Ihr Künstler! die ihr unsere musikalische Vergnügungen einrichtet, ihr kennet die Welt nicht recht, wenn ihr selbiger eure Schwachheiten aufdringet. Ihr sehet, daß alles nach dem geistlichen Concerte eilet, wenn man hoffen kann ein *venite exultemus* von des Mondonville Composition zu hören, und ihr ladet uns hernach ein, unordentliche Liebesbegebenheiten, oder eine abgeschmackte Verwandlung anzuhören. Dieses heißet eine allzuschlechte Meinung von uns haben. Die Welt hasset weder Wahrheit noch Tugend. Nehmet euch nur das Herz, selbst tugendhaftig und verständig zu seyn. Richtet eure Musik nach einer edlen und einem vernünftigen Gemüthe anständigen Absicht ein, ihr werdet nur desto mehr Liebhaber, und desto grössere Ehre erlangen.

Der erste Mißbrauch dieser schönen Kunst war dieser, daß man das Ohr mit leeren Worten anfüllete, oder ihm ein Vergnügen schaffen wollte, ohne es zu lehren, ja indeme man ihn etwas lasterhaftiges lehrte. Sobald die Musik zwey Dinge getrennet hatte, die man nimmermehr trennen sollte, nemlich die Lehre für das Gemüthe, und die Lust für das Ohr, sobald fiel sie in eine noch weit grössere Ausschweifung als die erste war. Dieses ist der seit einigen Jahrhunderten ungemein stark eingerissene Gebrauch, die Singstimme wegzulassen, und bloß das Ohr zu kitzeln, ohne daß der Verstand etwas dabey den-

## 150 IV. Fortsetzung der Gedanken

ken kann: Mit einem Worte, den Menschen durch eine lange Folge von Tönen zu belustigen, welche nicht das geringste bedeuten.

Man hatte verschiedene Instrumente erfunden, davon einige ihres deutlichen Klanges wegen geschickt waren, die Schritte eines Zuges oder Tanzes wohl abzumessen; andere konnten ihres starken Schalles wegen, gebraucht werden, dieses oder jenes, ja auch die Lustbarkeit der öffentlichen Feste, an einem Orte zu verkündigen, wohin keine Menschenstimme reichen konnte: Andere, welche die Menschenstimme nicht so sehr übertäubten, waren geschickt, sie im Tone zu halten, und mit ihr einzustimmen. Sie folgten auf sie, verschafften ihr Zeit auszuruhen, sie liessen sich zuerst hören, und gaben ihr den Ton, sie spielten ihr die Melodien vor, und erleichterten ihr die Mühe sie zu treffen.

Der glückliche Erfolg dieser Versuche, und das Vergnügen, welches die Zuhörer daraus schöpften, verleiteten den Künstler; und weil es ihm leichter fiel, ein bequemes Instrument, als eine schöne Stimme in seiner Gewalt zu haben, glaubte er, man könne die letztere gar wohl durch jenes ersetzen, welches eigentlich nur eine Abbildung von ihr ist. Der Irrthum schlug desto tiefere Wurzeln, als er das Instrument zu einer solchen Höhe und Tiefe, und seine Finger zu der Fertigkeit brachte, daß er in gewisser Masse mehr damit zuwege bringen konnte, als mit der Gurgel. Er legte sich also mit allem Ernste auf die Abwechse-

wechselung der Töne, und unterstunde sich das Ohr damit zu füllen, ohne dem Verstande etwas vorzutragen. Dieses hiesse den Menschen schlecht kennen. Eine Melodie ohne Bedeutung, bleibt allezeit ein Leib ohne Seele, welcher im ersten Anblicke gefället, aber sich in der Achtung nicht zu erhalten weiß. Die Wirkung, welche der erste Strich mit dem Bogen verursacht, war niemahls von langer Dauer.

Wir wollen die wahre Ursache ausforschen, warum viele Musici so sehr verachtet sind. Der Klang gehöret für das Ohr, wie die Farbe für das Auge. Schöne Klänge sind das Vergnügen des Ohres, und schöne Farben sind das Vergnügen des Auges. Allein da die Farben nur deswegen da sind, damit man die Sachen von einander kennen möge, so belustigen sie nicht lange, wenn man sie nicht an einer Figur antrifft, denn ausserdem sind sie nicht am rechten Orte. Schönes buntes Papier, und schön gefärbtes Band sind angenehme Farben und weiter nichts. Der erste Anblick fället angenehm: Sie geben auch wohl mancherley nützliche Schattirung, und Mischung an die Hand. Allein woserne man ein solches todtes Schauspiel in die Länge treiben, ja nur eine Viertelstunde fortsetzen wollte, so würde jedermann weglaufen, man möchte es abzuwechseln suchen wie man wollte. Der Verstand sucht keine Farben, sondern gefärbte Sachen. Auf gleiche Weise sind wir im Stande durch abgewechselte Töne unzählig viele Sachen und Ge-

## 152 IV. Fortsetzung der Gedanken

danken anzuzeigen. Lasset man sie aber auf einander folgen, ohne daß eine Sache noch ein Gedanke damit verknüpft wäre, so erwecken sie einen Eckel, ohne daß man selbst weiß warum? Die Eigenschaft des Klanges ist, uns zu rufen, und uns mit der Sache zu beschäftigen, davon er das Zeichen ist. Er bemerkt eine Abreise, eine Unternehmung, ein Fest, einen unvermutheten Zufall, er warnet, er drückt unsere Freude aus, unsere Traurigkeit, unsere Noth, oder einen andern Zustand von uns. Allein er wird uns zuwider, wenn er nichts bedeutet. Wir hören die Glocke und die Trompete gerne, wenn sie uns Nachricht von etwas geben. Haben wir diese Nachricht zur Genüge verstanden, so wollten wir, das Tönen und Schallen hätte ein Ende. Gleichergestalt vernimmt man das Präludium des Organisten mit Lust, weil es das Gehöre zu dem darauf folgenden Gesange vorbereitet, oder die Ritornelle, die man zwischen zwey auf einander folgende Gesänge einschiebet, und der Singstimme Gelegenheit geben, sich wieder zu erholen, ohne eine unförmliche Pause zu machen. Ja es werden auch diejenigen Klänge noch wohl aufgenommen, welche den Ausdruck des Wortes, oder des vorhergegangenen Gesanges etwas verlängern. Allein eine Menge nach einander folgender Töne, die an sich selbst nichts bedeuten, und das, was sie sagen sollten, längst gesagt haben, sind auf gewisse Weise etwas abgeschmacktes, und erwecken nichts als Eckel.

Der

Der Musicus, welcher sich vornahm, dem Gehöre keine andere als unbelebte Klänge bezubringen, oder welcher glaubte, er könne die Singstimme weglassen, so lange er wollte, wurde gar bald überführet, wie schwer es sey, die Fortsetzung unserer Aufmerksamkeit auf eine Sache zu erhalten, welche uns nichts zu denken giebt. Er verdoppelte seine Bemühungen. Er suchte das Gehör durch eine Menge schöner Manieren zu bezaubern, und weil er dafür hielt, er habe keinen gefährlichern Feind zu bestreiten, als die Schläfrigkeit oder die lange Weile, so that er sein äusserstes, das Ohr durch hurtige Läufer, scharfe Triller und stark abgestossene Töne munter zu erhalten. Er brachte eine Menge Abwechselungen in sein Spiel, die man im Singen nicht anders als mit einer merklichen Einschränkung anbringen dürfte. Er ließ jeho etwas sehr flüchtiges, gleich hernach etwas langsames hören. Auf ein heftiges Lärmen, folgte eine Pause, und sodann abermahls eine Menge Mordanten, Schleifer, Sprünge, und flüchtige Passagen nach einander weg.

Das aller künstlichste Spielen auf einem Instrumente, wird beynah unumgänglicher Weise matt, und hernach eckelhaftig, weil es keine Worte ausdrücket. Es ist ein schönes Kleid, das man ausgezogen und an den Nagel gehänget hat; oder wenn es ja eine Aehnlichkeit mit einem belebten Körper zeigt, so geschiehet es auf die Weise der Marionnetten oder Luftpringer,  
über

## 154 IV. Fortsetzung der Gedanken

über welche man im ersten Anblicke erstaunet, weil sie die Bewegungen eines Menschen so gut nachahmen, oder die natürliche Behendigkeit desselben so weit übertreffen. Nichts destoweniger lästet sich diese gekünstelte Hurtigkeit mit der natürlichen Schönheit und mit einem ungezwungenen Wesen auf keine Weise in Vergleichung setzen. Bey den Bewegungen einer Marionette lästet sich noch etwas gedenken. Aus den Gebärden, die ein Pantomime machet, begreift man, was er haben will, ob er es gleich nicht saget. Man erräth, warum er lachet, oder sich kläglich anstellet. Man weiß, warum er so unruhig ist, warum er seine Schritte verdoppelt, oder stille stehet. Er nähert sich einer Person, er fliehet vor etwas, unterdessen hält ihn niemand für thöricht, weil man in allem, was er vornimmt, einen Bewegungsgrund, eine Ordnung und einen Zusammenhang bemerket. Allein man fällt ein ganz ander Urtheil von einem Menschen, der aus einer tiefen Traurigkeit, auf einmal in ein heftiges Gelächter fällt, der sich äußerst lustig bezeigt, und unvermuthet ungemein erbar, oder verliebt thut, oder sich erzürnet, tobet und lärmet, ohne daß ein Mensch wüste warum? Sind wohl die Sonaten und andere musikalische Stücke anders beschaffen, als eine solche Aufführung? Im Gegentheile scheinen sie desto seltsamer, je einen heftigern Affect sie vorstellen. Nichts destoweniger bin ich weit entfernt, ein so schimpfliches Urtheil von ihnen zu fällen. Man muß  
sie

sie eben so betrachten, als die Uebungen der jungen Mahler, wenn sie sich befeißigen, allerley Stellungen und Gemüthsbewegungen mit ihrem Pinsel vorzustellen. Sie bringen den Künstler zu der Geschicklichkeit, die er haben solle, allein dem Publico schaffen sie wenig Ergözung.

Ja ich befürchte so gar, indem der Virtuose eine Flüchtigkeit erwirbet, die ihm nützlich seyn kann, werde er sich eine üble Gewohnheit zuziehen, und die wahre Absicht seiner Kunst an die Seite setzen. Die Musik ist eine Sprache, sie redet mit dem Verstande, und belebet alles, was sie ihm saget. Setzet nun der Musikus den Verstand beyseite, und hält sich nur an die Klänge, ja was noch ärger, an phantastische Klänge, die gar nicht unter sich zusammen hängen, so wird er nicht wissen, was schicklich, natürlich und angenehm sey. Er wird die prächtige und zierliche Einfalt nimmermehr treffen, welche das Ohr beyderseits ergözen, ohne den Verstand zu verwirren oder zu betäuben, und ohne ihm sein Vorrecht zu benehmen, welches ihm von Rechts wegen gebühret, nämlich dasjenige zu begreifen, was er vernimmt.

So sind die Irrthümer beschaffen, welche den Künstler seiner grossen und treflichen Geschicklichkeit ohngeachtet, dahin verleiteten, daß er den wahren Gebrauch der Töne verkehrte. Als er die Liebhaber seiner Kunst an ein unnatürliches Wesen gewöhnet, und ihre Unterscheidungskraft verdorben hatte, machte er ihre Bewunderung

## 156 IV. Fortsetzung der Gedanken

zung und ihr Wohlgefallen zu einem Beweise von der Trefflichkeit seiner Weise zu spielen. Nach und nach suchte immer ein Componist künstlicher zu sehn als der andere, und damit traten sie unvermerkt auf eben diese Seite; heutiges Tages kommet es darauf an, wer den andern an Geschwindigkeit und schweren Griffen abzustechen vermag. Der Zuhörer weiß nicht, wie ihm geschieht, und ruft vor grossem Erstaunen überlaut! hingegen der Musicus gedenket, er sey schon unter die Zahl der Sternen versetzt. Wie wäre es nun möglich, daß er sich wieder zu der natürlichen Einfalt wenden könnte? Oder wie soll das Gehör mehr ein Vergnügen an selbiger finden, da es bereits an lauter heftige und gezwungene Töne gewöhnet ist? Man weiß alle seine Künste zum voraus. Anfänglich spielet er sachte, hernach tobet er: Auf einmahl hält er gar stille. Sein Fiedelbogen gehet jeko mit Schwüngen, darnach mit Sprüngen. Nun kommen die Seufzer, denn ein Donnerwetter, dann ein Widerschall! Er scheint sich auf die Flucht zu begeben: Man höret ihn nicht mehr: Allgemach kommet er wieder näher, er rollet, er flieget, er klettert, er fället, und stehet wieder auf! Er machet sich von neuem auf die Beine, er setzet seinen Weg fort, und pfeiset, quinkuliret, zwitschert, hüpfet, gauckelt, und flattert. Lasset er die lärmenden Melodien und das Vogelgeschrey fahren, das er ohne Unterlaß und Ursache mit hinein mischet, so liefert er dagegen die Stimmert

Stimmen von einem ganzen Geflügelhofe, alle durch einander; ja das Donnern der Carthaunen, das Pläzen der Bomben, das Knattern der Brautenwender, oder das Knarren der Wagenräder. Unter allem, was schallet und lautet, ist die Menschenstimme, und die Vorstellung der Affecten, dasjenige, worauf er am wenigsten gedenket, oder nachzuahmen trachtet: Er schweifet beständig zu demjenigen aus, was seltsam und unerhöret ist, das natürliche Wesen setzet er bey Seite.

In dieser Unordnung befindet sich unsere Instrumentalmusik, welche eigentlich dazu bestimmet ist, dem Gesange aufzuhelfen: Aber weit gefehlet, daß sie nach ihm sich richten sollte! Gerade im Gegentheile hat sie die Vocalmusik mit ihren Fehlern angestecket, und sie gezwungen, sich nach ihren wunderlichen Einfällen zu richten, nicht anders, als ob sie die unbetrüglige Regel der Vortreflichkeit wären. Man erkennet die Eigenschaft und die Merkmahle einer Menschenstimme nicht mehr; denn diese müssen nothwendiger Weise unsichtbar werden, sobald man sie von dem Gedanken trennet, welcher sie zum Vorschein bringet. Anstatt uns durch die Schönheit von mancherley Accenten zu rühren, welche der menschlichen Stimme nur deswegen eigen sind, weil sie etwas bedeuten, will man uns durch ein Vogelgeschwirre und durch Klänge bewegen, die nicht unser sind, man will uns in Affect setzen, ohne daß wir wissen sollten, warum? Läufe, Sprünge, hohes Steigen, erstaunliche

Ferg

## 158 IV. Fortsetzung der Gedanken

Fertigkeit: Alles dieses hat mit der eigenen Vortrefflichkeit der Musik nichts zu schaffen. Auf das höchste ist es für eine dem Sänger eigene Geschicklichkeit zu achten. Es kam vielmehr darauf an, dem Zuhörer eine nützliche Wahrheit, ein rührendes Bild vorzustellen, und solches durch wohl ausgesuchte Töne dem Gemüthe desto fester einzudrücken: Allein es wird ihm entweder gar nichts vorgestellt, oder man giebt ihm einen Begriff von der Kunst des Componisten, und der Geschwindigkeit der Finger von dem Spieler. Dieses ist eben so viel, als wenn man die Schönheit einer Rede in der zierlichen Peruque des Redners suchen wollte.

Nebst dem gedoppelten Fehler, uns in Affect zu setzen, ohne daß man uns bessert, und ein grosses Gelärme zu machen, das nichts bedeutet, hat die heutige Musik noch einen, welcher jedermann in die Augen fällt. Ohne Zweifel soll sie dem Zuhörer gefallen: Ja es ist dieses die einzige Absicht, die man dabey hat: Unterdessen richtet ihre Beschaffenheit dieses versprochene Vergnügen selbst zu Grunde. Alle Künste haben eine gewisse Aehnlichkeit unter sich. Alles, was sie hervor bringen, darf weder der gesunden Vernunft noch dem Wohlstande entgegen seyn. Demnach ist es mit einem musikalischen Stücke eben also beschaffen, wie mit einem Gedichte, mit einer Schilderen, einem Gemache, einem Gebäude, einem Kleide, kurz, wie mit allem, was man also anordnet, daß es gefallen soll.

Der

Der Verstand suchet zwar Fleiß und Zierlichkeit darinn: allein er findet nicht mehr, sobald man die Zierathen allzu mühsam häuſet. Er empfindet keine einige, weil jede von der andern verdränget, und der Eindruck, den sie machen könnte, so gleich vernichtet wird: Die Probe von dieser Wahrheit kann man aus Italien und aus Frankreich holen. Die Zierathen erzeugen keine Wirkung, als in so ferne sie sparsam und mit einer klugen Auswahl, besonders aber dem Wohlstande gemäß angebracht werden. Nun aber richtet sich der Wohlstand nach der Sache, nach dem Orte, den Personen und der Zeit. Er verwirft öfters mehr Blumen, als er zu gebrauchen erlaubet. Dieser subtile Unterscheid, welcher die wahre Quelle der Schönheit ist, verschwindet, wenn man nur durch eine Menge Verzierungen ein Blendwerk machen will. Ein Cabinet, das damit allzusehr angefüllet wird, bekommt das Ansehen eines Galanterieladens.

Herr Boffrand hat des Horatius Regeln von der Dichtkunst ungemein sinnreich auf die Baukunst angewendet, und ich kann die Regeln wornach wir unsere Schriftsteller beurtheilen, bey der Musik anbringen. Marot und Desportes, ob sie gleich ihre Sachen nicht bis zur höchsten Feinigkeit ausarbeiteten, hatten mit Anfange des sechzehenden Jahrhunderts unserer Sprache ein sehr ungezwungenes und angenehmes Ansehen gegeben. Ronfard kam, und verderbte beynah den ganzen Handel, durch seine weit hergeholec

## 160 IV. Fortsetzung der Gedanken

Worte, seltsame Figuren, unendliche Auszierungen, griechische und lateinische Redensarten, und gekünsteltes Wesen. Der Hof ließ sich seine Weise gefallen, weil er sie dermassen loben hörte. In einem Augenblicke hörte man nichts anders reden, als Konfard loben, und man sahe nichts anders thun, als dem Konfard nachahmen. Kein Mensch durfte sich unterstehen etwas an ihm auszusprechen, noch sich eine andere Weise gefallen zu lassen. Doch der Irrthum entdeckte sich bald, und das Blendwerk verschwand, als die ungeschminkte Einfalt des Malherbe eine so reizende Schönheit zeigte.

Man wende seine Augen auf welche Kunst man will, so wird man finden, ihre Schönheit bestehe in einem natürlichen Wesen, und guter Beurtheilungskraft. Die gothische Baukunst war verwegen und flüchtig. Sie setzte ungeheure Lasten auf dünne Stützen. Sie füllte alles mit Laubwerk, Trauben, Blumen, Pyramiden, Fratzen Gesichtern, und viel andern wunderlichen Figuren. Insonderheit vergaß sie die Zwerge nicht, die dem äusserlichen Scheine nach, die längsten Balkengesimse, ja ganze Gewölbe trugen. Das gothische Werk suchte alles erstaunlich schön zu machen: Aber sehen wir wohl, daß jemand den Verlust dieser Schönheit bedaure? Eben die gesunde Beurtheilung, welche uns die Zierlichkeit bewundern läßt, welche mit so grosser Einfalt an dem Portale der Nothuskirche zu Paris herrschet, oder den ungekün-

stel.

Stelken Pracht der Gervasiuskirche, unsern Augen als ein Meisterstück darstellt, eben dieselbige sage ich, verursachet auch, daß wir den gezwungenen Haufen von Zierrathen, und zwar von recht schlechten Zierrathen, an der Ludwigs- und Stephanskirche mit Verachtung ansehen. Nicht anders ist es auch mit einer verkünstelten und gezwungenen Musik beschaffen. Die Einfalt an sich selbst macht keine Schönheit, aber sie zeigt sie. Sie stellet sie ans Licht, und läset dem Verstande alle benöthigte Freyheit, sie zu beurtheilen. Wir haben demnach die wahren Grundsätze einer gesunden Beurtheilungskunst in uns, und wenn es darauf ankommt, sie bey einem Werke der Kunst in Uebung zu bringen, so thun die Mahmen des Konsards, oder Malherbe, des Perrault, des Kitters Bernini, oder eines andern Virtuosen nichts zur Sache, und tragen zu ihrer schlechten oder guten Beschaffenheit nicht das geringste bey. Man beurtheilet ein Stück nicht nach dem Urheber, sondern den Urheber nach dem Stücke. Ja, es kann so gar der Beyfall eines Künstlers aus einem gefährlichen Vorurtheile herrühren.

Ein gewisser Grieche sagte: Wenn nur Plato auf meiner Seite ist, so frage ich wenig darnach, was andere urtheilen. Diese Rede ist seitdem sehr oft wiederholet worden, und hat manchem Irrthume zur Entschuldigung gedienet. Ist es nicht offenbar, dasjenige, was jedermann für gut befindet, müsse eine weit künftlichere

## 162 IV. Fortsetzung der Gedanken

Schönheit an sich haben, als das, was nur Plato allein, oder einige im Ruf stehende Männer, zu sehen im Stande sind? Was nur einer gewissen Anzahl gefällt, kann seine Schönheit einer vergänglichen Einbildung zu danken haben, einem Eigensinne, oder einer alten Gewohnheit. Hingegen fällt aller Verdacht weg, wenn jedermann zufrieden ist, und seine Meynung nicht ändert. Woher kommt doch der Unterscheid, daß Virgilius von allen Zeiten bewundert wird, und Lucanus hingegen kaum noch einige Leser findet, ob er gleich vor vielem Witz überläuft? Die Antwort auf diese Frage kann uns dazu helfen, daß wir den richtigen Wehrt aller Künste einsehen, und es kann uns an diesem Orte ein Beispiel statt einer Grundregel dienen. Hr. de la Motte, welcher allenthalben viel Witz anbringt, setzt zum voraus, seine Leser würden ebenfalls einen guten Vorrath davon haben, und also werde ihnen seine Weise gefallen. Dieses heisset in Wahrheit zu viel verlangen, und es ist kein gutes Anzeigen für seinen Ruhm. La Fontaine hingegen machet seine Leser witzig, ohne bey ihnen vorauszusetzen, daß sie es schon sind: Gewisses Anzeigen einer geneigten Aufnahme, die sich niemals ändern wird! Die Gelehrten und die Künstler sind deswegen in der Welt, daß sie dem größten Haufen mit ihrer Geschicklichkeit und Unterweisung dienen. Es gebühret sich demnach, daß sie sich zu ihren Schülern herablassen, nicht aber, daß diese sich die Köpfe zerbrechen,

chen, zu begreifen, was jene haben wollen, oder wo die Kunst in ihren Werken stecke.

In der Beredsamkeit, in der Dichtkunst, in Zierathen, und in der Musik mehr, als in irgend einer andern Kunst, muß die Schönheit niemahls weder verborgen noch überhäufet seyn. Sie muß sich deutlich zeigen, und von jedermann können erkannt werden: Will man es beym Lichte besehen, so ist das, was wir eine Kunst nennen, nichts anders, als eine Fertigkeit, solche Wirkungen hervorzubringen, welche alle Gattungen von Gemüthern durch bekannte Empfindungen vergnügen.

Wenn eine Sache einigen Gelehrten wohlgefällt, so ist zu vermuthen, ihr Urtheil werde auf einen tüchtigen Grund gebauet seyn. Unter dessen ist es noch kein unfehlbares Merkmal, daß etwas gut und schön sey. Es kann geschehen, daß ein Gelehrter oder Künstler aus menschlicher Schwachheit, oder aus Mangel genugsamem Unterrichtes, sich etwas in den Kopf sehet, und mit allen Kräften behauptet, es mag nun einen Lehrbegrif, die Art der musikalischen Composition, der Redekunst, Mahleren oder Baukunst betreffen. Sodann wird der Irrthum desto stärker ausgebreitet, je mehr Anhänger er hat, und je grösser sein Ansehen ist. Weil er die Begriffe, davon er eingenommen ist, zu Grundsätzen machet, worauf er sein Urtheil gründet, so lobet oder tadelt er eine Sache, nachdem sie damit übereinkommet oder nicht: Daher es öfters

## 164 IV. Fortsetzung der Gedanken

geschiehet, daß sein Lob eben so wenig zur Sache thut als sein Tadel. Viel anders ist es mit demjenigen beschaffen, was nicht nur den Meistern gefällt, sondern auch einem jeden als etwas vortrefliches vorkommt. Dieses ist sodann wahrhaftig schön, und wird es beständig bleiben. Dergleichen Schönheit aber ist allezeit natürlich, ungezwungen, und insonderheit ungekünstelt. In der Lobrede, welche Plinius dem Trajanus gehalten hat, ingleichen in des Seneca Schriften, sind alle Worte wohl ausgesucht, und von grossem Nachdrucke: Allein es gehöret viel dazu, wenn man sie, ohne abzusehen, durchlesen will: Sie erfordern allzuviel Nachdenken. Hingegen darf man nur die lateinische oder französische Sprache verstehen, so liest man die Aeneis des Virgilius oder des Boileau Lutrin, die Schriften des Cicero oder Bossuet, des Livius oder Vertot mit Lust. Man lästet sie ungerne aus der Hand. Auf gleiche Weise hat man nichts als ein gutes natürliches Gehör nöthig, so merkt man eine entzückende Anmuth in den Arien des Lulli und Mondonville, wiewohl sie auf eine sehr verschiedene Art ausgearbeitet sind. Man ergötzet sich noch jezo an den lustigen Melodien, welche der Capellmeister von König Carl dem Neunten machte. Man findet noch immer ein erhabenes Wesen in den vollstimmigen Gesängen, die zur Zeit König Ludewigs des Heiligen gemacht worden! Sie sind seit so vielen Jahren nicht schlechter worden, und sie erzeugen noch immer die ehemalige

mahlige

mahlige Wirkung in dem Ohre, es sey dann, daß man sie ohne Verstand weg sänge, und sich wenig darum bekümmere, ob man die Sätze, die etwas majestätisches, etwas lustiges, die Traurigkeit oder einen andern Affect anzeigen, gehörig heraus bringe oder nicht: Auf diese Weise kan jede Composition verhunzet werden, sie mag so schön seyn als sie will.

Allein gleichwie bey denen, welche mehr auf den Schein als auf die Wahrheit sehen, das windige Wesen allezeit beliebt ist, wenn es auf die Werke des Witzes ankommt, so gar daß sie den Virgilius, den Boileau, Racine und Moliere für bürgermäßige Poeten ausgeben, die nur für Leute von mittelmäßigem Verstande gehöreten; also hat auch eben dieses windige Wesen, sein Reich in dem Lande der Musik. Man höret, daß unsere vermeintlichen Musikverbesserer, den Lulli, Campra, Couperin und andere, an deren Arien sich noch jedermann ergötzet mit dem Titel bürgermäßiger Componisten beehren.

Nur möchte ich wissen, warum von allen den Arientexten, die unsere neue Componisten so verkäufeln und verkünsteln, kein einiger bis zu uns komme, und sein Glück bey den Bürgern mache? Vor nicht sehr langer Zeit gefielen die Arien, welche der Hof bewunderte, dem Pöbel ebenfalls. Es sange sie jedermann, weil man keine andere Stimme dazu nöthig hatte, als die den Menschen gegeben ist. Heutiges Tages singen

## 166 IV. Fortsetzung der Gedanken

wir nichts mehr, weil kein Mensch mehr etwas anderes hören will, als das Zwitschern eines Canarienvogels, oder das Schluchzen einer Nachtigall. Findet man wohl unter tausend menschlichen Kehlen hundert, ja nur zwölf, welche eben so schluchzen könnten wie die Nachtigall? Gesezt aber, es wäre möglich, es eben so gut zu machen, so wäre es mehr etwas natürliches, als etwas vollkommenes. Ein Frauenzimmer sollte bey ihrem Singen die Seufzer und die geschwinden Trillerschläge dieses Vogels eben so wenig anbringen, als es ihr gut lästet, bey ihrem Tanzen, und übrigen Bewegungen, die Augen zu verdrehen, oder mit dem Leibe zu wackeln wie eine Bachstelze.

Wir gemeinen Leute fragen wenig nach einer so sehr ausgekünstelten Annehmlichkeit. Wir überlassen sie den Bornehmen herzlich gerne, als bey welchen sie wie es scheint, ihre hauptsächlichste Zuflucht hat. Unterdessen höret man täglich nicht wenige darüber Klagen, welche ihrer Umstände wegen genöthiget sind, das gezwungene Wesen alle Augenblicke mit anzuhören, und zu sehen, ja was das ärgeste, für schön und entzückend zu befinden! Wie manchem Cavalier thut nicht das Herz wehe, daß man sich ihm zu Gefallen schminket?

Eifer und Bemühungen können leicht etwas neues hervorbringen, ja auch etwas außerordentliches, oder künstliches, wenn man es also nennen will. Aber zwischen dem künstlichen und an-

angenehmen ist gar oft ein Himmelgrosser Unterscheid. Die Kunst erreichet die Anmuth niemahls, woferne sie sich nicht bemühet, jedermann zu gefallen.

An statt den französischen Geschmack in der Musik dem italiänischen entgegen zu setzen, welche Niedensarten nach dem Vorurtheile einiaer Leute gewisser massen schimpflich fallen, wollen wir lieber jede Nation im Besitze ihrer Gaben und ihres erworbenen Ruhmes lassen. Man findet in der That sowohl bey einer als bey der andern etwas vortrefliches. Demnach wollen wir lieber von zweyerley Manieren in der Musik sprechen, davon jedwede ihre Anhänger dies- und jenseits der Alpengebürge hat. Eine führet ihre Melodie durch die Töne die jeder Kehle natürlich sind, und gebrauchet die gewöhnlichen Accente einer menschlichen Stimme, welche einem andern dasjenige zu verstehen geben will, was ihr am Herzen lieget; Sie liebet nichts hartes, nichts gezwungnes, sie ist beinahe ohne alle Kunst. Diese wollen wir die singende Manier nennen. Die andre will durch die Reckheit ihrer Klänge Bewunderung erwecken, und giebt es für einen Gesang aus, wenn sie eine Menge geschwinder Läufe, und rauschender Töne mit dem Tacte abmisset: Diese soll die schallende Musik heissen. An statt eine zu vernichten, um der andern aufzuhelfen, wollen wir lieber suchen, sie alle beyde zu unserm Vortheile anzuwenden, und das Gute, was sie wirklich an sich haben, an das Licht zu stellen.

## 168 VI. Fortsetzung der Gedanken!

Es wäre was vergebliches, wenn man sich bei den Lobsprüchen der singenden Musik lange verweilen wollte. Erstlich hat sie den Vorzug wegen der Melodie, welche zu allen Zeiten und bey allen Völkern das Lob der Anmuth erhalten hat, und durch nichts anders erhalten wird, als wenn man schöne Klänge auf eine verständliche Weise hören läffet: Ferner, läffet sie sich auf das schönste vollstimmig machen, welches bey der heutigen Musik im geringsten nicht angehet. Den Beweis hievon geben die zahlreichen Accorde, die man in dem Spiele jedweden Orgelregisters findet, und die man seit so vielen Jahrhunderten mit den melodieusen Gesängen vereiniget hat, welche der grössste Haufen jederzeit verlanget.

Allein was für Nutzen kan die schallende Musik geben? Woferne sie gleich nicht viel gutes stiftet, so kann sie doch ein grosses Uebel verhüten. Die Componisten des abgewichenen Jahrhunderts verstanden sich vermassen genau mit dem Poeten, welcher ihnen den Text zu ihren Melodien machte, daß man hätte glauben sollen, beydes sey einerley Sache. Von rechtswegen sollten die Verse und ihre Gesangsweise von einem und eben demselbigen Meister gemacht werden, weil sie in der allergenauesten Verbindung unter sich stehen müssen. Allein die Verse des Quinault und die Composition des Lulli schickten sich so vollkommen wohl zusammen, es waren auch über dieses, der schwachen Schreibart ungeachtet,

tet, die Worte so wohlklingend, und die Melodien so ausdrückend, daß, nur die Ausländer ausgenommen, als bey welchen die Artigkeit nothwendiger Weise ein ziemliches von ihrem Behrte verlihren mußte, jedermann, bendes kleine und groſſe, vor groſſer Lieblichkeit entzückt wurden. Man befand eine ſolche Melodie für ſchön, wenn man gleich kein groſſer Künſtler war. Der Verſtand der Worte war inſgemein nur mehr als zu deutlich, und das Vergnügen allgemein. Kaum hatte ſich ein neues Lied zu Paris hören laſſen, ſo durchlief es ſchon das ganze Königreich, und wurde an dem Fuſſe der Alpen und der Pyrenenſchen Gebürge geſungen. Wie viele italiänische Arien ſind nicht allenthalben beliebt, weil ſie die Natur und die Wahrheit ausdrücken, als welche in einem jeden Lande zu Hauſe ſind? Unter wie viele italiänische Melodien werden nicht franzöſiſche Texte geſetzt, und überall geſungen, darum weil ein ſchöner Einfall überall ſeine Liebhaber findet. Man verachtet nichts als was entweder gar zu matt iſt, oder gar auf Stelzen gehet. Dieſe Mittelſtraſſe, zwiſchen einem plumpen und gezwungenen Weſen, machet die wahre und beſtändige Schönheit, nicht nur in der Muſik, ſondern auch in jedweder Kunſt.

Zwar ſind Lulli, Quinault, und ihre erſten Nachfolger, in den allergröſſeſten Fehler der Muſik verfallen, indem ſie die Wahrheit und das nützliche einem bloſſen Zeitvertreibe aufopferten. An ſtatt das Vergnügen in der Abſicht zu gebrauchen,

## 170 IV. Fortsetzung der Gedanken

brauchen, um der Vernunft, der Ehrlichkeit, der Liebe zum Vaterlande, der Wehrachtung berühmter Leute nützlicher Unternehmungen, des Fleisses und der Arbeit, oder dem Eifer für die Tugend, einen Weg in die Gemüther zu bahnen; schmückten sie gar oft dasjenige heraus, was zu nichts besser geschickt war, als die Herzen zu verführen: Dieses Versehen, benebst den matten Versen, die lauter leere Worte zeigten, war die Ursache, warum sie manchen bitteren Beweis von Boileau einnehmen mußten, dessen Gebrauch es war, die Wahrheit umsonst zu sagen. Man bemerkte, was den Inhalt ihrer Kunststücke betrifft, daß ihre Wahl nicht allezeit mit der gesunden Vernunft überein kam. Sie besungen die Abentheuer der zwölf Pairs von Frankreich zu Carl des Grossen Zeit, und die Verwandlungen der Götter. Die Mährgen der umschweifenden Ritterschaft, und die Abgötterey vermischten sie mit abgeschmackten Bezauberungen, und es schien, als ob sie die Gemüther mit Vorsatz von der einfältigen Wahrheit abwenden, und ihnen das schwülstige Wesen unerhörter Begebenheiten angenehm machen wolten. Sie verknüpfeten die Mahleren, die Maschinen, und die rednerische Vorstellung auf das mühesamste mit ihrer Kunst. Sie thaten ihr äusserstes, um die Vernunft zu übertäuben, indem sie den Betrug, die Nachbegierde, den Ehebruch, und alle Laster, auf das zierlichste ausschmückten, ja gar unter dem Gewande der Tugend vorstellten.

Aber

Aber ohngeachtet dieses Bergehens, gegen die allererste Bestimmung der edlen Künste, welche keine andre ist, als der menschlichen Gesellschaft wahren Vortheil zu verschaffen, und die Tugend beliebt zu machen, hat Lulli, ingleichen Campra und viele andre Nachfolger von ihnen, nichts destoweniger allgemeinen Beyfall erworben, weil sie die zweyte Grundregel der Musik unverbrüchlich beobachteten, nemlich die Melodie nach dem Inhalte der Worte einzurichten, und diesem folglich einen offenen Weg durch die Sinne, bis in das Gemütche zu bahnen. Sie kannten den Menschen allzuwohl, und hatten allzuvielle Achtung für seine Neigungen, als daß sie geglaubet hätten, er würde es nicht übel nehmen, wenn man beständig mit ihm umgehen wolte wie mit einem Papagen, der den ganzen Tag nichts anders thut, als leere Worte anhören oder nachsprechen, ohne das geringste davon zu verstehen.

In diesen Fehler fällt die schallende Musik. Sie machet uns ein grosses Getöse und Klirren vor die Ohren, ohne die geringste Bedeutung, nicht anders als ob wir Thiere ohne Vernunft wären. Hingegen ist sie von dem ersten Fehler frey. Sie lehret uns keine Laster, denn sie lehret uns gar nichts, oder sie trillert uns doch wenigstens ihre Meynung so seltsam vor, daß wir nicht wissen was sie haben will.

Man siehet also, daß man von benderley Manieren einen Vortheil haben, jedweder ihre gehörige Ver-

## 172 IV. Fortsetzung der Gedanken

Verrichtung anweisen, und einen Vergleich unter ihnen stiften könne. Da wir aber keine Vollmacht haben, so gilt das folgende nur als ein blosser Entwurf.

### Erster Theil des Vergleiches.

## Vorrechte, welche die schallende Musik geniessen soll.

Erstens soll die schallende Musik in fortwährendem Besitze der Opern, und öffentlichen Concerte bleiben, woselbst die singende vor Zeiten unsägliches Uebel stiftete.

Zweytens, um den guten Fortgang und die Ausbreitung derselben auf eine glimpfliche Weise zu befördern, und die schädliche Lust an den Arien des vorigen Jahrhunderts zu vermindern, oder auszurotten, soll jeden Landstädtgen erlaubt seyn, sich Operisten anzuschaffen, oder doch wenigstens öffentliche Concerte anzustellen, die Kosten mögen übrigens so groß seyn als sie wollen, damit auf diese Weise die Leute in selbiger Gegend, denen die Zeit zur Last wird, das Vergnügen geniessen, nach Herzenswunsche Sonaten anzuhören, die nichts bedeuten, italiänische Arien, davon sie kein Wort verstehen, oder französische, davon ihnen die Worte durch die zerrissene und verdrehte Aussprache eben so unerhört vorkommen, als das arabische: Man siehet zwar zum voraus, dergleichen Erlaubniß werde  
der

Der gesunden Vernunft des gemeinen Mannes anstößig vorkommen. Allein er wird freundlich ersuchet, sich nicht über die Masse zu ärgern, und zu erwägen, daß die Arien von Quinault und Lulli der Ehrbarkeit und tugendhaften Ausführung tausend mahl mehr Abbruch gethan haben, als alle Concerte zu thun im Stande sind.

Drittens, sollen die besagte Concerte bey ihrer Verfassung, Freyheit und Gerechtigkeit, aufrecht erhalten, gehandhabet und geschüzet, auch im geringsten darauf nicht Achtung gegeben werden, ob die armen nothdürftigen Leute darüber schreyen, seufzen und klagen. Ob sie auch gleich an die Fenster des Concertsaales kämen, und flehentlich um ein Allmosen bäten, so soll man sich dennoch hieran nicht kehren. Wohlerwogen diese ungestüme Leute, durch ihre klägliche Töne einen grossen Ubellaut unter die künstliche Symphonien bringen, und die Dissonanzen auf eine unerträgliche Weise vermehren würden, um welcher Ursache Willen sie sich alles geneigten Gehöres und aller Billfährigkeit, von Seiten musicalischer Ohren, billich verlustig machen.

Viertens, sollen die Musici künftig befreyet, und von aller Nothwendigkeit Texte zu componiren, oder componiren zu lassen, gänzlich losgesprochen, und es schon genug seyn, wenn sie nur einige Lautbuchstaben oder andere beliebige Sylben zu der Melodie aussprechen, so wie es ihnen in den Kopf kömmt, oder wie es sich bey der Geschwindigkeit der heutigen Manieren bequem thun läffet.

Doch

## 174 IV. Fortsetzung der Gedanken

Doch woferne es etwa aus einer noch übrigen Hochachtung gegen den alten Schlandrian, beliebig fallen sollte, einen Text mit der Melodie zu vereinigen; so kan man lieber die letzte zu erst verfertigen, und hernach sehen, wie man die Worte so gut es möglich darunter bringe. In diesem Stücke hat jedermann seine völlige Freiheit, und ist es nicht nur erlaubt, italiänische, türkische, oder andere unbekante Worte zu gebrauchen, sondern woferne man ja selbige aus der Muttersprache nehmen will, soll der Componist doch nicht gehalten seyn, sie in solcher Ordnung auf einander folgen zu lassen, daß ein richtiger Verstand heraus käme. Wenn nur Worte da sind, so ist es schon gut. Zum Beispiele, er kann, gleichwie es ein Musicus bereits gethan hat, welcher von der Vortreflichkeit der schallenden Musik eine gänzliche Ueberzeugung hat, er kan sage ich, folgende Worte zu seinem Texte wählen,

Mit Sanct Paul hin  
Zum Mogol fliehn!

und er kann sie als eine einstimmige Arie, als ein Duett, oder gar vollstimmig als eine Fuge, und so weitläufig ausarbeiten, als er immer will.

Was diesen Punct betrifft, so möchten einige dafür halten, es sey etwas sehr unüberlegtes, einem Componisten die Freiheit zu geben, daß er weder A noch B kennen dürfe. Es ist auch wirklich nicht zum Besten. Weil man aber doch aus zweyen Uebeln eines wählen muß, so

ist

ist es besser, einen schlechten Text zu nehmen, als einen der Aergerniß stiftet. Ehrliche, und um das gemeine Beste eifernde Herzen, werden lieber gar niemahls singen, oder etwas singen hören, davon sie nicht das geringste begreifen, als sehen, daß die besten Künstler ihre Geschicklichkeit übel anwenden, und den Zuhörern die Grundsätze eines ruchlosen Wandels einpflanzen, wodurch die Ruhe der Familien, ja der menschlichen Gesellschaft, zu Grunde gerichtet wird. Es blühe demnach die schallende Musik! sie diene zur Ergötzlichkeit! sie wachse und gedenhe! weil sie dem Gemüthe eben so wenig ungeziemende Neigung einflößet, und ihm eben das rauschensschende Vergnügen machet, als ein Sack voll Müsse, die man über eine Treppe herunter rollen läffet.

Allein, was den zweyten Theil des gegenwärtigen Vergleiches betrifft, so stehet es bey uns, die Gerechtsame der gesunden Vernunft und der Erbarkeit zugleich zu behaupten.

## Zwenter Theil des Vergleiches.

### Vorrechte der singenden Musik.

Erstlich soll die singende Musik im Besitze der Kirchenfeste verbleiben, oder wo es nöthig, wieder darein gesezet werden; demnach wird sie nicht verlangen, die Ausgelassenheit der Opernmusik

## 176 IV. Fortsetzung der Gedanken

noch höher zu treiben, sondern ihrer ersten Einsetzung gemäß verfahren, nämlich das Volk durch Singen geistreicher Lieder zu erbauen, welche ungekünstelte und rührende Melodien haben.

Zweytens wird sie fortfahren, aus der unerschöpflichen Quelle der Vollstimmigkeit, ihre Ausfüllung, Unterstützung und die angenehmste Abwechslung zu schöpfen. Indem sie aber dem Gottesdienst der christlichen Gemeinde gewidmet ist, so soll sie vor allem dahin bedacht seyn, dem gemeinen Manne zu gefallen, und deswegen ihre Melodien zwar majestätisch und beweglich, aber auch leicht sezen. Sie muß dem Gottesdienste eben die Dienste leisten, welche Lulli der Eitelkeit leistete. Dieser sezte niemahls so künstlich als er gekonnt hätte, er liesse sich mit Vorsatz herab, damit er den meisten gefiele, und machte keine andere Melodie, als die sich leicht singen und leicht behalten ließ. Er hätte gar wohl künstliche und schwere Arien sezen können. Nichts destoweniger fanden ihn seine guten Freunde gar oft über einer Melodie sitzen, und sich den Kopf zerbrechen, wie er eine Melodie finden wollte, die jedermann ohne Lehrmeister singen konnte.

Diese beyden Artickel gründen sich auf die offenbare Billigkeit. Die Absicht einer christlichen Versammlung, und die Sachen, davon man singet, lassen sich weder von den tollen Einfällen, noch mit dem erstaunlichen Zagen der schallenden Musik reimen. Doch es ist nicht genug, unter währendem Gottesdienste alles unanständige zu vermeiden.

meiden: man muß sich auch bemühen, das Herz zur Andacht aufzumuntern. Demnach müssen die Melodien der Gesänge rührend, und nach dem Begriffe des größten Haufens eingerichtet seyn. Die Kirche hat nicht deswegen eine Orgel mit 32. Registern und einen ganzen Chor Sängers und Spieler angeschaffet, daß Philidor vor Entzückung über den künstlichen Contrapunct die Augen gegen das Gewölbe verdrehe; noch daß Gombaud vor Erstaunung über die reine und hohe Stimme eines Sängers ganz unbeweglich in seiner Capelle sitze, dahingegen das Volk gähnet, und wieder zur Kirche hinaus lauft. Orgel und Gesang sind des Volckes wegen da. Ein Componist soll wissen, daß er dem Volke Unterricht geben solle, nicht durch eine Menge geschwinder Triller und Laufe, davon es nichts verstehet; nicht durch Accorde die ihm zu hoch sind; nicht durch ein nach aller Länge durchgeführtes Thema, darüber ihm die Zeit lange wird; sondern durch Gesänge, welche jedermann begreifet, durch Gesänge, welche ihre Melodie von sich selbst in das Gedächtniß präget, welche man zu Hause wiederholet! Befleißiget man sich dem Herrn Philidor und dem Herrn Gombaud zu gefallen, insonderheit in der Kirche, so befleißiget man sich, der ganzen Welt zu mißfallen.

Drittens: Mag die singende Musik so vollkommen seyn als sie will, so soll sie sich doch nicht unterstehen, der Gemeine das Singen der

## 178 IV. Fortsetzung der Gedanken

geistlichen Lieder wegzunehmen, und sich alleine zuzueignen. Alle Gesänge, bey welchen das Volk mit der Orgel und mit den übrigen Instrumenten einstimmen kan, sind annehmlich genug, eine Erregung im Gemühte zu verursachen, und leicht genug, daß jeder dem Inhalte der Worte, die er ausspricht, bey sich nachdenken kan. Die Menge der Stimmen giebt zu keiner Unordnung Anlaß, weder wenn eine Strophe auf die andere folget, noch wenn sie dasjenige wiederholen, was ihnen die Musik vorsagte. Die Musik hat keine andere Obliegenheit, noch andere Gerechtsame, als sich nach dem Begriffe des Volkes zu richten. Demnach muß sie trachten, den Gesang der Gemeine mit dem ihrigen zu vereinigen, sie muß den Zuhörern Raum lassen, sich ebensfalls hören zu lassen, und eine grössere Geschicklichkeit zu erlangen. Auf diese Weise werden sie zugleich erbauet und im Singen unterrichtet. Was sie in der Kirche gelernt haben, das werden sie gar bald andere ebenfals lehren, und der Nutzen wird allgemein seyn. Es ist keinem Componisten verboten, ein vernünftiger Mann zu seyn, und ein gutes Gemüth zu haben.

**Viertens.** Die Poeten, welche nach eben diesem Ruhme, trachten, sollen, indem sie die von der Arbeit ermattete durch eine Ergözung mit der Vocalmusik zu erquicken suchen, dem abgeschmackten Gebrauche auf ewig entsagen, eine langwierige Hand-

Handlung singend, ja was noch mehr, durch ein heulendes Gesänge vorzustellen. Werden sie die Zuhörer mit den einfältigen Possen der bezauberten Schlösser, und Geistererscheinungen künftig verschonen, so werden sie auch den Schimpf nicht mehr haben, sich durch Ausschmückung ungezügelter Luste, oder durch Erzählung kindischer Märchen beliebt zu machen.

Im Gegentheile stehet es bey ihnen sich in Hochachtung zu sehen, wenn sie suchen die Uebung im Singen, zu ihrer Vollkommenheit zu bringen, und die Hoheit der Gedanken mit einer angenehmen Melodie, auch so gar in den allergemeinsten Liedern zu verknüpfen. Künstler sollen sich befleißigen, dasjenige auszuwählen, was dem Volcke lieb ist, nicht aber sollen sie das Volck zwingen, Dinge zu bewundern, davon es nicht das geringste versteht. Man muß erstlich überlegen, was den meisten gefällig seyn möchte, sodann muß man erwägen, was die Worte in sich begreifen, daraus man einen Gesang machen will: und sodann muß man auf eine Melodie denken, welche sich zu den Worten schicket, und ihren Nachdruck vermehret: geht man auf andere Weise zu Werke, so verursachet man dem größten Theil der Zuhörer nichts als Eckel. Insonderheit werden die guten Poeten ersuchet, die Cantaten fleißig zu gebrauchen, indem ein solches Gedicht, eben so süßlich Instrumente neben sich leidet, als es von einer einzigen

## 180 IV. Fortsetzung der Gedanken ꝛc.

Stimme zur Ergözung gesungen wird, und weil man alles was die Musik schönes hat, auf das geschicklichste dabey anbringen kan: Zusammenhang, Hoheit der Gedanken, lebhaftest Vorstellung, Nachdruck, Abwechselung im Tact, im Tone, in der Manier, Singstimme und Instrumente, alles kan auf selbst beliebige Weise dabey gebraucht werden. Man könnte die Cantaten mit großem Vortheile an den Platz der lateinischen Moteten bringen, welche in dem Chore gewisser Domkirchen noch nicht eingeführet sind, und in der Kammermusic keine sonderliche Figur machen. Der geringste Vorzug der Cantate ist dieser, daß sie ihren Ursprung bey uns (in Franckreich) genommen hat. Sie wird ohne allen Zweifel Nutzen schaffen, und wohlgefallen, woferne der Poet einen Eckel vor dem wunderlichen Fabelwerk, und einen Abscheu vor unflätigen Vorstellungen, sowohl als vor langweiligen Sittenlehren hat, und die Wunder der Natur, oder die merckwürdigsten Fälle aus der geistlichen oder weltlichen Geschichte zum Stoff seiner Verse wählet. Dieses sind die Quellen des heilsamsten Unterrichtes, und der kräftigsten Nührung des Herzens.



Einige

## V.

Einige Stellen aus des Herrn Remond de St. Mard Gedanken von der Oper, die Bertheidung der Opern im I. Stück II. Band dieser Beiträge, IV. Artikel, theils zu bestärken, theils zu ergänzen.

Man sehe Oeuvres de Mr. Remond de St. Mard. Tom. V. pag. 141. Edit. d'Amsterdam de 1749.

**B**losse Worte mahlen die Unruhe und die Bewegungen der Seele nicht eher starck und lebhaft, als bis sie von den Brechungen der Stimme unterstützt werden. Und ein solcher Zusammenhang hoher und tiefer, geschwollener und magrer Töne macht den Gesang aus, und wenn dieser Gesang, welcher nichts anders ist, als unser Recitatif, von dem Musicus gut gemacht, und von dem Aeteur gut ausführet wird, so ist er so wenig unnatürlich, daß er vielmehr zu allen Zeiten und an allen Orten die treueste Sprache der Leidenschaft ist. — — Man glaubt daß wir der Wahrscheinlichkeit sehr zugethan sind, und wir sind es in der That, so gar daß wir schreyen, wenn man dawider fehlt; Fürnemlich wenn wir uns Rechnung machten, daß man nicht dawider fehlen würde. Aber so bald man es uns ankündigt, so bald man uns die Nachricht giebt, daß man dawider

## 182 V. Gedanken von der Oper.

der fehlen wird, man brauche auch dazu den kleinsten Vorwand von der Welt: daß ein Gott kommen soll, ein Zauberer, eine Feyer: man verwirre uns nur den Kopf mit ein wenig Wunderbarem; so begeben wir uns dieser Wahrscheinlichkeit, die uns so lieb war; zum wenigsten sind wir nicht sehr misvergnügt, daß sie fehlt, zumal wenn man uns ihres Mangels wegen schadlos hält. — — Man nehme sich in acht: ein schöner Stoff zur Tragödie kan oft zur Oper nicht schön seyn. Das Schwarze und das Schreckliche glückt dort nicht so wohl, als man sichs einbildet; nicht daß ich die Medeen und die Arcabonnen davon ausschliessen will, es ist gut daß sie zuweilen dabey sind; aber es gefällt mir nicht, sie oft zu sehen &c. Was ich von einem Poeten fordere, der sich starck genug dünckt, sich des angenehmen Stoffs zu begeben, ist, eine grosse Simplicität in der Handlung. — Ich schäme mich nicht ihnen zu sagen, daß unter allen Spectakeln, die der menschliche Wiß erfunden hat und noch erfinden wird, die Oper nicht allein das prächtigste, sondern auch das schönste ist, und vielleicht dasjenige, das am meisten fähig ist, uns zu gefallen. Ja, mein Herr, ich sage es im Ernst und niemand wird mich zum Widerruf bewegen. Man stelle Ihnen die Armide vor, und wofern sie etwa fürchten, bey dem vierten Aufzuge wieder kalt zu werden, so mache und stelle man Ihnen eine Oper vor, deren Inhalt wohl gewehlt ist, deren Interesse von Actus zu Actus wächst; man

## V. Gedanken von der Oper. V 183

man lasse darin Spieler auftreten, die der Helden würdig sind, deren Platz sie einnehmen; Spielerinnen von einem angenehmen und edlen Bau des Leibes müssen den Prinzessinnen, die sie vorstellen, keine Unehre machen; beyder Stimme sey rührend; ihre Action sey es noch mehr; die Decorationen müssen von der Art seyn, daß das Auge, wenn es sich auch in acht nimmt, verführt werden kan. Reichthum und Pracht strahle allenthalben hervor; die Maschinen die von einer höhern Art sind, als die Decorationen, müssen diesen Betrug vermehren und verstärken; der Tanz sey allezeit viel bedeutend und schildre nur, was er mit guter Art schildern kan; die Music, eine Sclavin der Poesie, vollführe, beseele, belebe den Ausdruck, den sie von ihr bekommt: kurz, alle Theile, die die Oper ausmachen, mögen sich dienen, sich helfen, und ohne sich jemahls im Wege zu stehn und zu schaden, allezeit darüber wachen, Ihr Herz zu rühren, und ohne Aufhören übereinstimmen, Sie zu betrügen: So verspreche ich Ihnen einen sichern Betrug, und einen solchen, daß Sie in ihrem Leben nicht wieder von der Oper Uebels sprechen sollen: welches in der That, was die Einrichtung und Ausführung der Oper heut zu Tage betrifft, Ihnen ein wenig erlaubt zu seyn scheint. — — Die Arien der Italiener, die ich so gerühmt habe, sind nicht alle schön, und ihrer sind überdem zu viel. Was am meisten zu loben ist, sind die schönen Theater und die

## 184 V. Gedanken von der Oper.

Decorationen; aber was nützen schöne Theater und schöne Decorationen, wo die Gedichte übel gemacht sind: Ueberhaupt ein grosser Fehler dieser Opern ist, daß sie nur für die Herren arbeiten, welche sie doch nicht allemal ergötzen: man sagt indessen, daß sie zuweilen nachahmen; aber selten Leidenschaften &c.

Zuletzt redet er von den Tänzen, daß sie ein wenig pantomimisch und bedeutend und nicht alle ohngefähr auf einen Schnitt gemacht seyn sollen. Von einigen Pas de deux sagt er: aber glauben Sie denn, daß ich Frechheit für Wolust halte? daß Sie mir unehrbare Stellungen für Artigkeiten aufdringen werden? Was für Artigkeiten, mein Herr! ich bitte Sie, sagen Sie mir nichts mehr davon, oder ich werde mich rächen, und ihnen sagen, wo man dergleichen findet.

Er redet noch von tausend Dingen, die zur vollkommenen Oper gehören und worauf wir unsere Leser selbst verweisen müssen. Wir haben ihnen den letzten Kunstrichter zuletzt erspart, diesen unsern unfehlbaren Kunstrichter, mit dessen Mahmen wir diese Blätter allzugern beschliessen.

Vom Herrn Kamler.

Scherz

## VI.

Scherzlied vom Herrn Griefß,  
componirt von dem Königl. Preuß.  
Kammermusicus Herrn Schale.

Leben und sich nicht erfreun  
Laß ich gern den Thoren.  
Denn der Trieb zum Frölichseyn  
Ward mit mir gebohren.  
Meine jugendliche Brust  
Schätzt die Tage sonder Lust  
Alle für verlohren.

Sagt, verdammt der Allmacht Mund  
Uns zu stetern Leide?  
Nein, der Schöpfung letzter Grund  
War der Wesen Freude.  
Drum verdankt mirs immerhin,  
Wenn ich meinen Geist und Sinn  
Mit Vergnügen weide.

Was mir jetzt die Jugend beut  
Will ich froh geniessen,  
Und in steter Heiterkeit  
Soll mein Lenz verfließen.  
Wer gebotnes Gut verschmäht,  
Muß die Thorheit allzuspät  
Durch die Nachreu büßen.

Wenn

Wenn des Alters Frost einmal  
 Wird mein Haar bereifen,  
 Und mit meiner Tage Zahl  
 Auch den Kummer häuffen,  
 Dann erscheint die rechte Zeit,  
 Nach erstorbner Lüsternheit  
 Auf die Lust zu keiffen.

Jetzt, o Freunde! da uns noch  
 Feur und Jugend schmücken,  
 Soll kein selbst gequältes Joch  
 Unsre Schultern drücken.  
 Laßt uns, eh der Nordwind schnaubt,  
 Und der Lust die Blüte raubt,  
 Ihre Blumen pflücken.

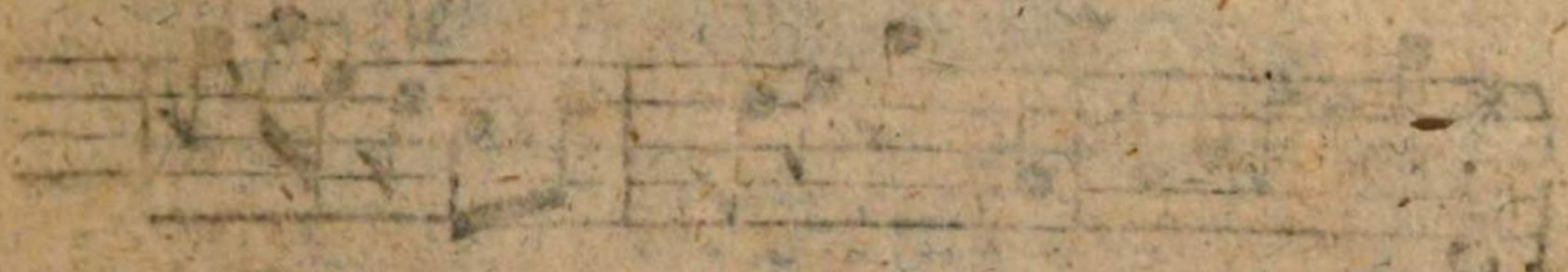
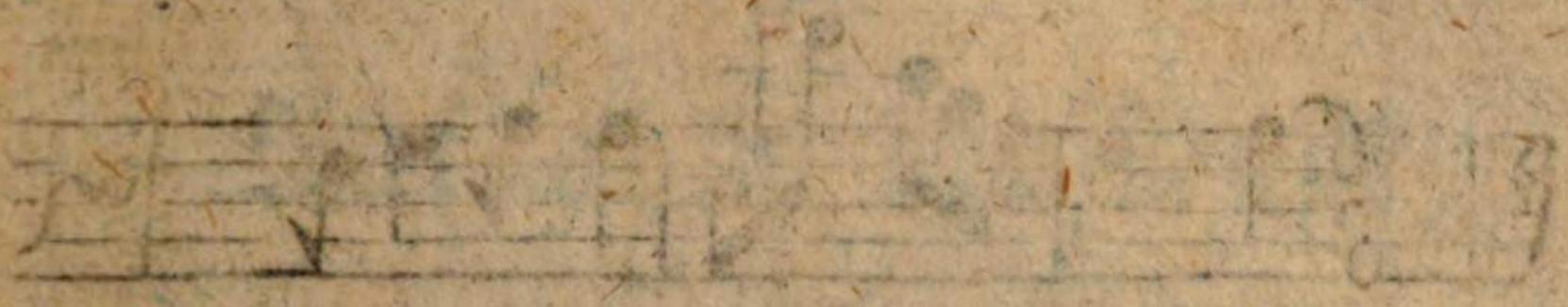
Seht, zu unserm Freudenfest  
 Weinen jene Beeren,  
 Da sie Druck und Kelter preßt,  
 Geistervolle Zähren.  
 Saugt sie mit Empfindung ein;  
 Weise müssen auch im Wein  
 Die Natur verehren.

Langt mir frische Rosen zu,  
 Dieses Glas zu krönen,  
 Und erhebt in Lust und Ruh  
 Lieder von Silenen.  
 Trinkt vergnügt, und wenn der Saft  
 Euch zuletzt den Schlaf verschafft,  
 Träumt von euren Schönen.

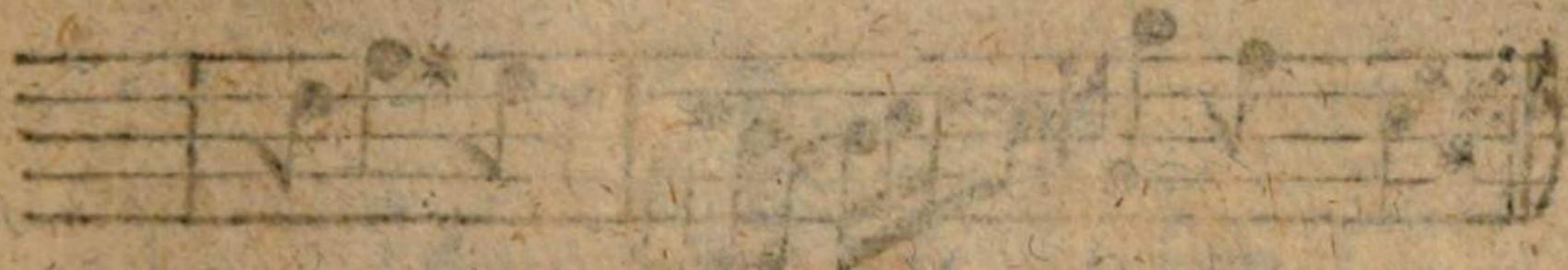




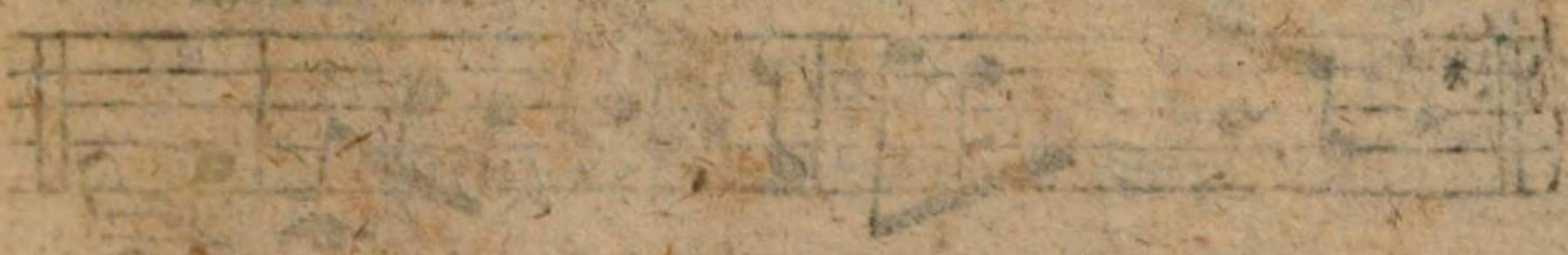
Handwritten text in a historical script, possibly Latin or German, located below the first staff. The text is mirrored and difficult to decipher due to the paper's condition.

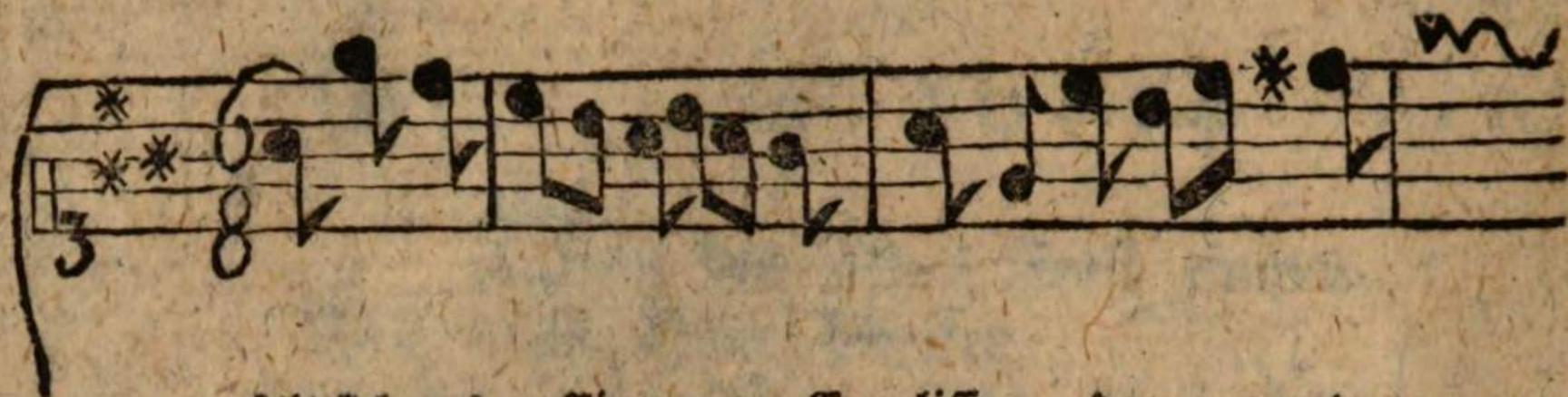


Handwritten text in a historical script, possibly Latin or German, located below the second staff. The text is mirrored and difficult to decipher due to the paper's condition.



Handwritten text in a historical script, possibly Latin or German, located below the third staff. The text is mirrored and difficult to decipher due to the paper's condition.





Als sich aus Eigennutz E lisse dem muntern



Co ridon er gab, nahm sie für ei nen ihrer



Küsse ihm an fangs drey sig Schäfchen ab.

